



<b>Intro/Impressum</b>	<b>5</b>
<b>Das Universum auf dem Hügel</b>	<b>6</b>
<b>Geklebte Spiegelbilder</b>	<b>12</b>
<b>Der Künstler als Flaneur</b>	<b>16</b>
<b>Berührungspunkte</b>	<b>18</b>
<b>Kultur ist, was man daraus macht</b>	<b>20</b>
<b>Lebendiges Spiel mit dem Tod</b>	<b>26</b>
<b>Würzburg las ein Buch...</b>	<b>28</b>
<b>Gaaaanz großes Theater!</b>	<b>33</b>
<b>Kunst in Bewegung</b>	<b>34</b>
<b>Shortcuts</b>	<b>36</b>



ABB.: RENÉE SINTENIS: FOTOGRAFIE FRIEDA RIESS, 1925 © ULLSTEIN BILD

ausgezeichnet mit dem  
**Bayerischen  
Museumspreis**



Museum im Kulturspeicher  
W ü r z b u r g

Museum im Kulturspeicher  
Würzburg  
Oskar-Laredo-Platz 1  
97080 Würzburg  
www.kulturspeicher.de  
Öffnungszeiten  
Di. 13-18 Uhr  
Mi., Fr., Sa., So., 11-18 Uhr  
Do., 11-19 Uhr  
Mo. geschlossen

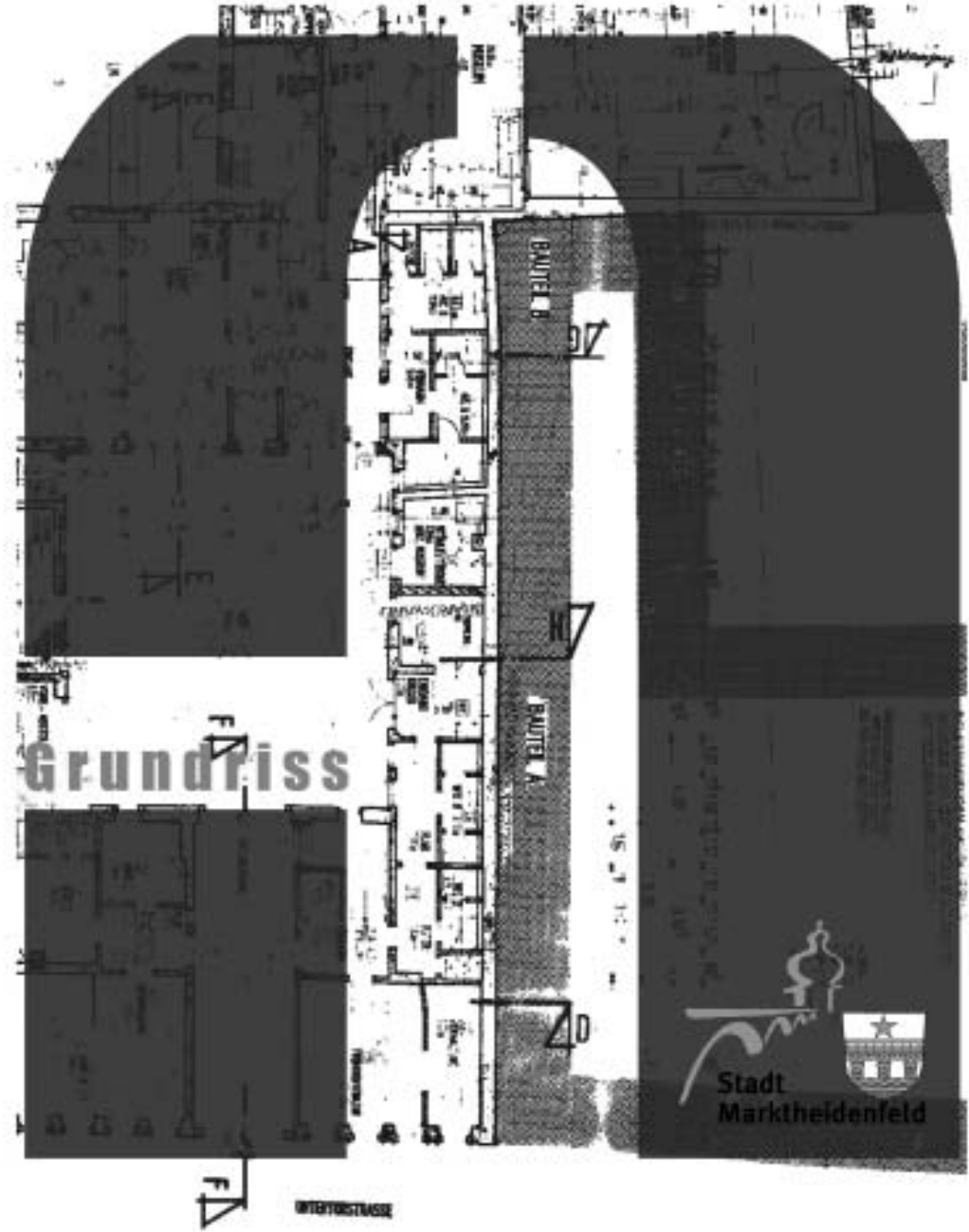
1888 - 1965

# Renée Sintenis Bildhauerin

## 11.4.2014 BIS 22.6.2014 MUSEUM IM KULTURSPICHER WÜRZBURG



# Kunstpries 2014 der Stadt Marktheidenfeld



### Ausschreibung erhältlich:

Stadt Marktheidenfeld, Luitpoldstraße 17, 97828 Marktheidenfeld  
E-Mail: [kunstpries@marktheidenfeld.de](mailto:kunstpries@marktheidenfeld.de)  
oder [www.marktheidenfeld.de](http://www.marktheidenfeld.de)

# Indianer

Nordamerikas Ureinwohner und seine Tierwelt



5. April - 21. September 2014

Infos unter Tel 07931/52212, [www.deutschordensmuseum.de](http://www.deutschordensmuseum.de)

Deutschordensmuseum  
Bad Mergentheim

April 2014

5

## Intro

Die Meldung ist schon ein paar Tage alt, aber weil sie so schön ist, wollen wir sie gerne noch mal darreichen. Will doch die CSU-Fraktion des Landtages tatsächlich die kostenlosen Theaterkarten für unsere Volksvertreter abschaffen. Das berichteten laut dpa jedenfalls Sitzungsteilnehmer. Und durch die unrühmliche Verwandtenaffäre sensibilisiert, wollen auch die anderen drei Fraktionen, obwohl sie eigentlich im Freistaat nur wenig bis gar nichts zu melden haben, die Sache abnicken.

Fortan sollen also auch die, die jede Premiere durch ihre Anwesenheit adeln, ein Billet wie jedermann erstehen und womöglich auch noch Schlange stehen an der Kasse. Ob sich das angesichts der Schmalhans-Diäten verwirklichen läßt?

Das kühne Vorhaben treibt mahrende Rufer in der kulturellen Wüste auf den Plan. Einer davon, unser Ex-Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Thomas Goppel, befürchtet, daß die Landtagsabgeordneten nun in großer Zahl die Theater meiden werden.

Recht hat er! Wenn nicht auf höchster Ebene gegensteuert wird, kommt es womöglich noch so weit, daß man als Abgesandter des Volkes die Getränke selbst bezahlen muß. Dann folgen Festivaleröffnungen nur mit Ticket, Vernissagen mit Eintritt und kostenpflichtigen Schnittchen...

Es ist halt wie im richtigen Leben: Kultur darf nix kosten, soll aber trotzdem satt machen. Nein, nicht die Künstler, die anderen.

Würzburg ist da schon einen Schritt weiter. Hier müßten die Politiker ja erst in die Kulturstätten gelockt werden. Nicht wenige bleiben freiwillig fern, ob mit oder ohne Verzehrbon.

Die Redaktion

### nummerzweiundneunzig

herausgegeben vom Kurve e.V. -  
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

**Druckauflage:** 1500 Exemplare  
**Herstellung:** Beckdruck GmbH, Würzburg

### Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg  
Tel.: 09 31 - 41 39 37 · mail@nummer-zk.de

### Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] - V. i. S. d. P.  
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],  
Achim Schollenberger [as], Frank Kupke  
[kup], Renate Freyisen [frey], Eva-Suzanne  
Bayer, Ulrich Karl Pfannschmidt, Nico  
Manger, Falk von Traubenberg, Rainer Blum.

Für die Inhalte der  
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

### Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo  
Umschlagfarbe Pantone 326 C

**Layout**  
Akimo

### Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:  
€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)  
Short Cuts:  
€ 80 Viertelsteite 77,5 x 100  
€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205  
€ 100 Halbe quer 160 x 100  
€ 200 Ganze Seite 186 x 246  
€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246  
alle Maße: Breite x Höhe in mm  
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

### Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala  
€ 125 Pantone-Farbskala  
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft  
Förderverein Kurve e.V.  
€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft  
€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft  
€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte  
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.  
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,  
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.  
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung





Montmartre, Le Maquis, Rue Caulaincourt, 1904. Collection Société d'Histoire Le Vieux Montmartre

## Das Universum auf dem Hügel

„Esprit Montmartre- Die Bohème in Paris um 1900“ in der Schirn Kunsthalle Frankfurt

Von Eva-Suzanne Bayer

**W**ie es sich für eine Strömung gehört, die fast ein ganzes Jahrhundert trägt, hat die Kunst der Moderne eine weitgefäße Geburtsstunde: 1880 bis 1914. Und sie hat einen viel enger gefaßten Geburtsort: Montmartre, den Gipshügel an der Peripherie von Paris, der erst 1860 von den Fangarmen der sich rasant vergrößernden Metropole eingemeindet wurde.

Auch sozial denkbar, stehen viele Väter und nur ganz wenige Mütter an der Wiege, kurz „die Bohème“, die „Böhmischen“, die Ausländer, die anderen. Montmartre, Bohème, Paris, 1900: Diese bewährten

Reiz- und Sogworte knüpft die Schirn-Kunsthalle Frankfurt zusammen für eine doch überraschende Schau auf ein zur Legende gewordenes Kunst-Biotop, die sich weniger auf all die Umwälzungen und Neuanfänge in der Bildenden Kunst konzentriert, sondern auf das Milieu, das soviel Neues ermöglichte.

Rund 200 Gemälde, Zeichnungen, Graphiken, Plakate und eine Plastik von 26 Künstlern trieb die Kuratorin Ingrid Pfeiffer oft in entlegenen Museen und in Privatbesitz auf. Außer den sattsam bekannten Platzhirschen Vincent van Gogh, Henri de Toulouse-

Lautrec und Pablo Picasso, sind auch weniger bekannte Namen dabei wie die Spanier Ramon Casas, Joaquim Sunyer und Santiago Rusiñol, der Niederländer Kees van Dongen, die Schweizer Théophile Alexandre Steinlein und Félix Vallotton, die Italiener Giovanni Baldini und Amadeo Modigliani und all die französischen „Provinzler“, die in die „Weltstadt der Kunst“ kamen, um, der billigen Mieten wegen, auf dem Montmartre zu landen: Louis Anquetin, Emile Bernard, Pierre Bonnard, Auguste Chabaud, Max Jacob, die Malerinnen Suzanne Valadon und Marie Laurencin. Nur Edgar Degas, der Plakatkünstler Jules Chéret, Henri-Gabriel Ibels, Georges Rouault und Maurice Utrillo stammen aus Paris.

Nicht nur die günstigen Mietpreise machten die „Butte“, das Hügelchen, von dem man nach der

Weltausstellung 1889 den Eiffelturm sehen konnte, zu etwas Besonderem. Montmartre war vor allem ein Schmelztiegel. In den normalen Reiseführern bis 1914 tauchte unter den Sehenswürdigkeiten von Paris kein Verweis auf. Aber in Vergnügungsratgeber- und Pilgerführern. Auf dem Montmartre hatte – daher der Name – der Hl. Dionys seinen Kopf verloren und war ohne denselben bis nach St. Denis gelaufen, um sich dort zur letzten Ruhe zu betten, was ihm – mit Kopf – Generationen von französischen Herrscher nachtaten. Ignatius von Loyola bereitete hier die Gründung des Jesuitenordens vor, und der neobyzantinische Zuckerguß Sacre Coeur, erbaut zwischen 1875-1900, leistet weißleuchtend Reue für die Greuel der und an der Commune, die 1871 ebenfalls von Montmartre ausgegangen war.



Vincent van Gogh, *The Blute-fin Mill*, 1886. Museum de Fundatie, Zwolle an Heino/Wijhe, the Netherlands

Die „Belle Epoque“, die prachtvollen Haussmann-Boulevards berührten Montmartre nicht. Wegen ständiger Abrutschgefahr blieb die Butte ausgeklammert vom Modernisierungsfieber Napoleons III. Es gab keine öffentliche Beleuchtung, kaum Kanalisation, keine Müllabfuhr, keine kutschentauglichen Straßen – aber auch lange keine Alkoholverbote oder polizeilichen Kontrollen. Denn, vertrieben von der Stadtneuordnung, hatten sich hierher nicht nur die Armen und Elenden geflüchtet, sondern auch die Ganoven und Gauner, die illegalen Prostituierten, die Spieler und Säufer und die politisch Geächteten. Der Geist Montmartres war anarchistisch, antimilitärisch, antiklerikal, antikolonial, anti-alles. Das zog auch Künstler an.

Daß tiefgreifende Neuerungen in der Kunst nicht mehr auf Publikumsgunst rechnen konnten, hatte sie nach der Realismus-Empörung um Courbet, spätestens nach den Impressionisten-Skandalen begriffen. Die Gesellschaft hatte sie aus ihrer Mitte hinaus katapultiert. Was die um 1840 geborenen Impressionisten noch zutiefst verstörte, nämlich zur sozialen Randexistenz deklassiert, verlacht und verspottet zu werden, trug die jüngere Generation mit Stolz. Zur Bourgeoisie mit ihren engen Wertvorstellungen, ihrer doppelten Moral, ihrem Gewinnstreben wollte man nicht gehören.

Man übte den Schulterstoß mit den Erniedrigten und Beleidigten, den Ausgebeuteten und Diffamierten – um es pathetisch zu formulieren. Der poète maudit, der peintre maudit, hatte Hochkonjunktur. Aber es ging nicht nur um Pathos. Es ging auch, nach heutiger Wortmünze, um Spaß. Nirgends gab es so viel Amusement, so viele Freuden-Häuser, so viel zwanglosen, kollegialen Austausch wie am Montmartre. Die großformatigen Fotos aus der damaligen Zeit, die in die in sieben Kapitel gegliederte Ausstellung einleiten, zeigen zwei Zonen des berühmtesten Montmartre.

Auf dem Hügel selbst Bruchbuden, Brachland, windschiefe Häuschen mit Gemüsegärten, winzige Weinberge – einen gibt es noch heute – und die Windmühlen, die einst Gips mahlen und nun zu Ausflugsorten umfunktioniert waren. Ein fast dörfliches Ambiente. Am Fuße der Butte aufgereiht dann die unzähligen Vergnügungsorte, die Variétés, darunter das Moulin Rouge, die Café-Concerts, die Cabarets, die Bordelle, in deren feinerer Sorte, gern in orientalischem oder historistischem Stil, sich Toulouse-Lautrec nicht nur zeichnend herumtrieb, sogar wohnte, oder die „Schlachthäuser“, in denen die Huren ihre Freier im Sechsminuten-Takt bedienen mußten. Weil Montmartre,

natürlich der untere Teil, bei den verwöhnten Parisern bald „in“ war, herrschte nicht nur heftige Konkurrenz unter den Betreibern der Etablissements, sondern auch der Zwang, mit immer neuen Ideen zu überraschen. Phantasiedruck und größte materielle Not, tolerierte Gesetzeslässigkeit und die gestiegene Nachfrage nach aufpeitschenden Genüssen, nach hier erhältlichen Drogen und hochprozentigem Alkohol, dem bis zu 78%igen Absinth (auch ihm gehört ein Kapitel der Ausstellung) machten Montmartre zu einer Freizone.

Die in der Ausstellung zuweilen übertretenen zeitlichen Grenzpföcke 1886 und 1910 markieren zum einen die Ankunft Vincent van Goghs in Paris, zum andern den Umzug vieler Künstler auf den Montparnasse oder in bessere Wohngegenden, weil sie zu Geld gekommen waren. Reüssieren oder untergehen lautete ihr Motto. In diesem nur knappen Vierteljahrhundert, in dem „ganz Montmartre einem einzigen Atelier glich“ – so ein Augenzeuge –, änderten sich die Themen der Künstler und der Stil ihrer Werke von Grund auf.

Alles Idealistische, alles Symbolistische, alles Historische und Literarische, wie es die großen Salons ihrer Zeit feierten, war ihnen beim Blick in den Montmartre-Alltag und ihre direkte Umgebung abhanden gekommen. Ihre Antihelden saßen auf keinem hohen Roß, sondern in den Spelunken und Puffs, in elenden Künstlerquartieren, in einem der Variétés – oder ganz auf der Straße. Mit ihnen, den Randgestalten, Außenseitern und von der Gesellschaft Verstoßenen identifizierten sie sich. Doch die Hauptfigur der neuen sozialen Recherche ist die Frau. Nicht die Gesellschaftsdame oder die höhere Tochter, die sich zu dieser Zeit nicht ohne Begleitung in der Öffentlichkeit zeigen durfte, sondern die zum Kundenfang farbprächtig herausgeputzte Demimonde, die erschöpften, verbrauchten oder nur gelangweilt wartenden Prostituierten und die Modelle.

Jeden Montag boten Hunderte, meist zwischen 16 und 21 Jahre alt, ihre Dienste auf einem Modellmarkt an der Place Pigalle an. Die meisten landeten, wenn sie Glück hatten, bei einem der Maler oder in einem Bordell. Wenn nicht, im ebenfalls Montmartre nahen Gefängnis oder, wegen der noch unheilbaren Syphilis, im Hospital oder gleich auf dem Friedhof. Nur eine, Suzanne Valadon, machte Karriere. Nachdem sie als Aktmodell begonnen hatte, zeichnete Toulouse-Lautrec die ungewöhnlich schöne uneheliche Tochter einer Näherin sie einmal als hochgeschlossene Dame, einmal als Trinkerin. Degas entdeckte ihr Zeichentalent, und sie begann

zuerst kühle, weibliche, dann, als Retourkutsche auf den männlichen Blick, Männerakte zu malen. Ihr Sohn Maurice Utrillo, fiel schon mit 18 als schwerer Alkoholiker auf und beruhigte sich dann mit von Postkarten abgezeichneten und mit Sand angereicherten pittoresken Ecken eines längst verschwundenen Montmartre.

Nur hier wurden solche Biographien geschrieben. Nicht nur die Themen sind neu, auch der Stil wandelt sich rasant und wurde in der Ausstellung in verblüffendem Nebeneinander gehängt. Vom fast akribischen Naturalismus der frühen, besonders an der Topographie der Butte interessierten Montmartre-Künstler über die Nabis (Bonnard, Vallotton), die Fauve (van Dongen, Chabaud) und den beginnenden Kubismus (Picasso). Auch dazu lag der Grund auf dem Montmartre.

In seiner Nähe wurde die Technik des Plakatdrucks verfeinert, die „Originalgraphik“ geboren. Linien strafften sich, Details wurden überflüssig, Summierungen, Pointierungen, Reduktion notwendig. Illusionistische Räume rückten in die Fläche, Farbnuancen verschwanden in Farbformen. Das ganze Arrangement diente dem Ausdruck. Wirkung statt minutiöser Wirklichkeit. Daß die vielleicht bahnbrechendste Revolution der Kunst des 20. Jahrhunderts, der Kubismus, vom Montmartre ausging, erfährt man in der Ausstellung nicht. Das ist ein Manko, das man sich mit der Konzentration aufs Milieu erklären, aber nicht ganz entschuldigen kann.

Natürlich aber nimmt Picasso, ab 1900 erstmals in Paris, breiten Raum ein. Der sozial engagierte Theophile-Alexandre Steinlen, Hauptillustrator der Zeitschrift „Le Chat Noir“, benannt nach dem gleichnamigen Cabaret und Schöpfer des noch heute berühmten Plakats mit der riesigen schwarzen Katze, begeisterte ihn und natürlich Toulouse-Lautrec.



Montmartre, Frauen am Brunnen, Place du Tertre, 1900.

Collection Société d'Histoire Le Vieux Montmartre

Nach dem Liebeskummer-Selbstmord seines Malerfreundes Casagemas und unter dem Einfluß Steinlens entwickelte er seine Blaue Periode mit den abgehärmten Elendsgestalten, schwenkte dann als fleißiger Besucher des Zirkus Medrano am Montmartre zu den Artisten der Rosa Periode um (wunderbare Zeichnungen aus dieser Zeit sind die Fundgruben seiner Gemälde) und landete beim größten und folgenschwersten Bordellbild, das je gemalt wurde, den „Demoiselles d'Avignon“ (1907), das natürlich in New York blieb.

Zusammen mit seiner Freundin Fernande Olivier lebte er neben anderen Künstlern von 1904-1909 im „Bateau lavoir“, einem Atelier-Konglomerat, das, wie Fernande es beschrieb, im Sommer nur in Unterwäsche bewohnbar war und in dem im Winter der Tee in den Tassen gefror.

Freiheit, Armut, gegenseitige Inspiration – dieses Klischee der Künstlerexistenz – stammt aus dem 19. Jahrhundert, als Künstler begannen, ohne Auftraggeber auf eigenes Risiko zu arbeiten. Am Montmartre wurde es noch ein wenig gelebt – aber auch stilisiert. Vor allem in der Kleidung. Anequins Porträt eines „Bohémien“ – es zeigt den Komponisten Eric Satie – kommt mit Zylinder, aber etwas fadenscheinigen Gehrock daher. Picasso dagegen, ganz modern, mit unterhemdsähnlichem Dress mit V-Ausschnitt, einem T-Shirt avant la lettre. Der Künstler als Arbeiter. Finanziell richtig dreckig ging es dabei nur wenigen: Modigliani und Max Jacob. Alle anderen illustrierten für die unzähligen neuen Zeitschriften, Zeitungen oder Bücher, schufen die Plakate für die Cabarets und Variétés oder verdienten – wenig, aber immerhin – bei den sich am Montmartre etablierenden, avantgardistischen Galeristen. Bei der fülligen, völlig geschäftsuntüchtigen, aber mit einer untrüglichen Talentnase ausgestatteten Berthe Weill, beim Schlitzohr Ambroise Vollard oder etwas



Theophile-Alexandre Steinlen, Le 14 juillet 1885. © Association des amis du Petit Palais, Genève

später beim professionellen Daniel-Henri Kahnweiler. Sie alle wurden porträtiert, wie auch die Freunde und Weggefährten, allen voran der Dichter und das Sprachrohr des Kubismus Guillaume Apollinaire. Feist, mit Melone auf dem Birnenkopf, Zigarette rauchend und mit Minihund an der Leine zeichnet ihn Picasso, übertitelt „Ich seh´ dich nicht mehr? Bist du tot?“ Wenn man sich in dem kleinen Universum Montmartre nicht mehr sah, war man wohl gestorben wie Toulouse-Lautrec. Oder in die Heimat zurückgegangen wie Casas, Rusiñol, Sunyer. Oder umgezogen wie Modigliani, Kees van Dongen. Oder reich geworden wie Picasso und Bonnard. Der Mythos Montmartre erstickte den Esprit Montmartre. Touristen kamen aus aller Welt, ebenso Möchtegern-Künstler, die noch heute auf der Place du Tertre Touristen porträtieren. Im Moulin Rouge wird zwar immer noch Can-Can getanzt, aber nicht mehr von solchen Originalen wie von der drallen La Gou-

lue und dem spindeldürren Valentin le Désossé, sondern von wie gestanzten Schönheiten aus der Glamour-Retorte. Statt Absinth gibt es heute Champagner und in zwei Schichten pro Abend ein Menü zu gepfefferten Preisen. Längst sind die Lokalitäten, die damals Paris mit einem witzigen, aggressiven, manchmal anspruchsvollen, meist schlüpfrigen Programm entzückten, eingegangen. Und die Namen Jane Avril, Yvette Gilbert, Aristide Bruant, May Belfort und all die anderen würde heute niemand mehr kennen, wären die Künstler nicht gewesen. Ein bißchen Nostalgie darf schon sein – vor allem bei denen, die den wahren Montmartre in seiner Geniezeit nicht erlebten. Daß die Ausstellung nicht nur sie bedient, sondern auch neue Akzente setzt, unbekanntere Künstler wiederentdeckt und bei den bekannten auf nicht ganz so Populäres setzt, ist der große Verdienst dieser fulminanten Schau. ¶

Bis 1. Juni.



Montmartre, Rue Saint-Vincent, 1909.

Collection Société d'Histoire Le Vieux Montmartre

# Geklebte Spiegelbilder

Tourismusplakate im Knauf-Museum Iphofen

Von Renate Freyeisen

Der Sommer naht, die Sonne scheint, Urlaubspläne werden geschmiedet. Wie soll man sich entscheiden und wofür? Heute hilft das Internet oder Angebote in den Reisebüros. Aber es gab schon seit über 100 Jahren ein Mittel, Touristen an interessante Ziele zu locken, nämlich mit Plakaten. Besonders schön und graphisch interessant gestaltete Plakate zeigt nun das Knauf-Museum Iphofen unter dem Titel „Rund um die Welt“ in einer liebevoll gestalteten Ausstellung. Die etwa 100 nostalgischen Exponate stammen aus dem Deutschen Historischen Museum in Berlin. Begleitet werden sie von seltenen Reiseutensilien wie Koffern, Reiseführern, Fotoalben, einem Reliefglobus und – das ist ein Hingucker! – alten, heute seltsam anmutenden Fahrzeugen wie einem Goggomobil-Coupé oder dem weltweit einzigen Exemplar eines englischen Motorrad-Beiwagens, umgerüstet für Campingzwecke.

In drei Stockwerke aufgeteilt, nach Deutschland, Europa und fernerer Erdteilen geordnet, präsentieren sich wahre grafische Raritäten. Stark vom Jugendstil beeinflusst ist z.B. die Plakatwerbung für Bad Nauheim aus dem Jahr 1904 oder für Würzburg aus den 20er Jahren. Später werden die Plakate expressiver, abstrakter, bunter oder auch kühn in der Perspektive, etwa wenn für Schiffsreisen mit dem norddeutschen Lloyd geworben wird, die Schiffe riesig groß scheinen, wenn sich darüber die Wolkenkratzer-Silhouette New Yorks fast unwirklich in eine grüne Höhe erhebt. Aber solche Reisen konnte sich vor der Weltwirtschaftskrise wohl nur eine betuchte Klientel erlauben.

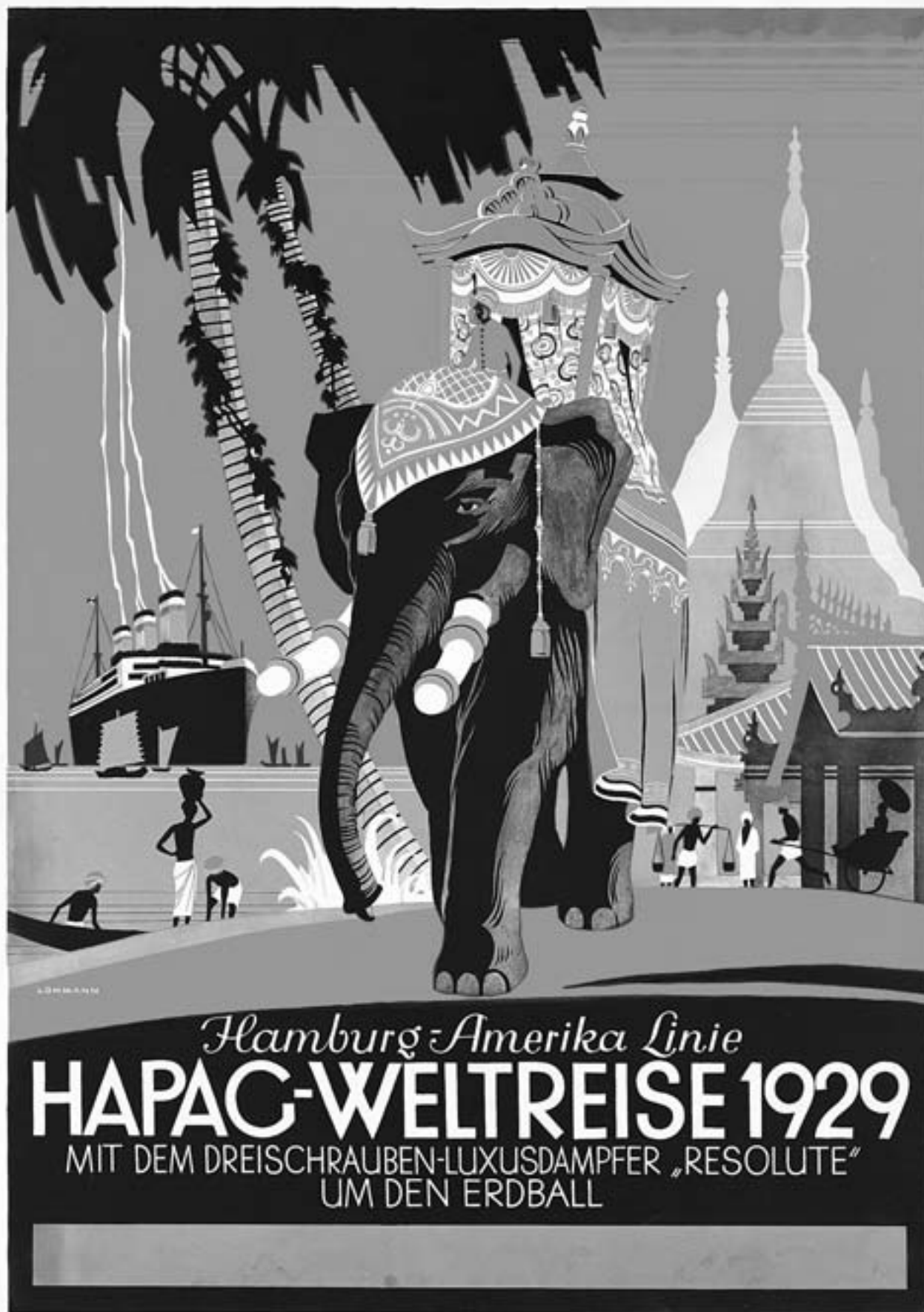
Der Normalbürger leistete sich Bescheideneres: Anfang des 20. Jahrhunderts fuhr man bevorzugt in deutsche Städte zur Besichtigung oder in Bäder zum Kuren, an die See, per Auto, Eisenbahn oder Schiff, wie es die Plakate dieser Zeit zeigen. Die Nazis warben für ihre KdF-Reisen, an denen auch weniger Finanzstarke teilnehmen konnten. Interessant und verräterisch für diese Zeit ist etwa, daß ein Kärnten-Plakat mit „Deutschlands Süden“ lockte. Überhaupt sind viele der Graphik-Erzeugnisse aus den 30er und 40er Jahren geprägt von einem klotzigen Monumentalstil, etwa ein Deutschland-Plakat mit dem Bamberger Reiter. Nach dem Krieg, ab den 50er Jahren



Heroisch warb man 1936 für das Land der Musiker.

aber reisten die Deutschen vermehrt ins europäische Ausland, in ihr „Sehnsuchtsland“, nach Italien, und ab den 70er/80er Jahren startete der Massentourismus. Die Plakate dafür werden bunter, stilisierter, strahlen mehr Leben aus. Daß man aber schon vor 1912 in den Kaukasus oder nach 1929 zur Jagd nach Rußland fahren konnte, ist weniger bekannt. Für Berg- und Skitouren in die Schweiz, für Wandern oder Erholung in Österreich wurde nach Kriegsende per Plakat verstärkt geworben, ebenso für einen Trip nach Rom, Venedig oder Paris, für Fahrten nach Spanien oder Griechenland. Immer findet man auf Plakaten dafür markante Sehenswürdigkeiten im Zentrum, oder auch Folkloristisches.

Später, mit dem Wirtschaftswunder, ging es dann weiter weg, nach Asien, Amerika, Afrika, in den Nahen Osten, nach Südamerika oder Australien. Die touristischen Plakate sind so ein Spiegelbild für gesellschaftliche Strömungen, für wirtschaftliche Entwicklungen. Heute werden auch noch Plakate als

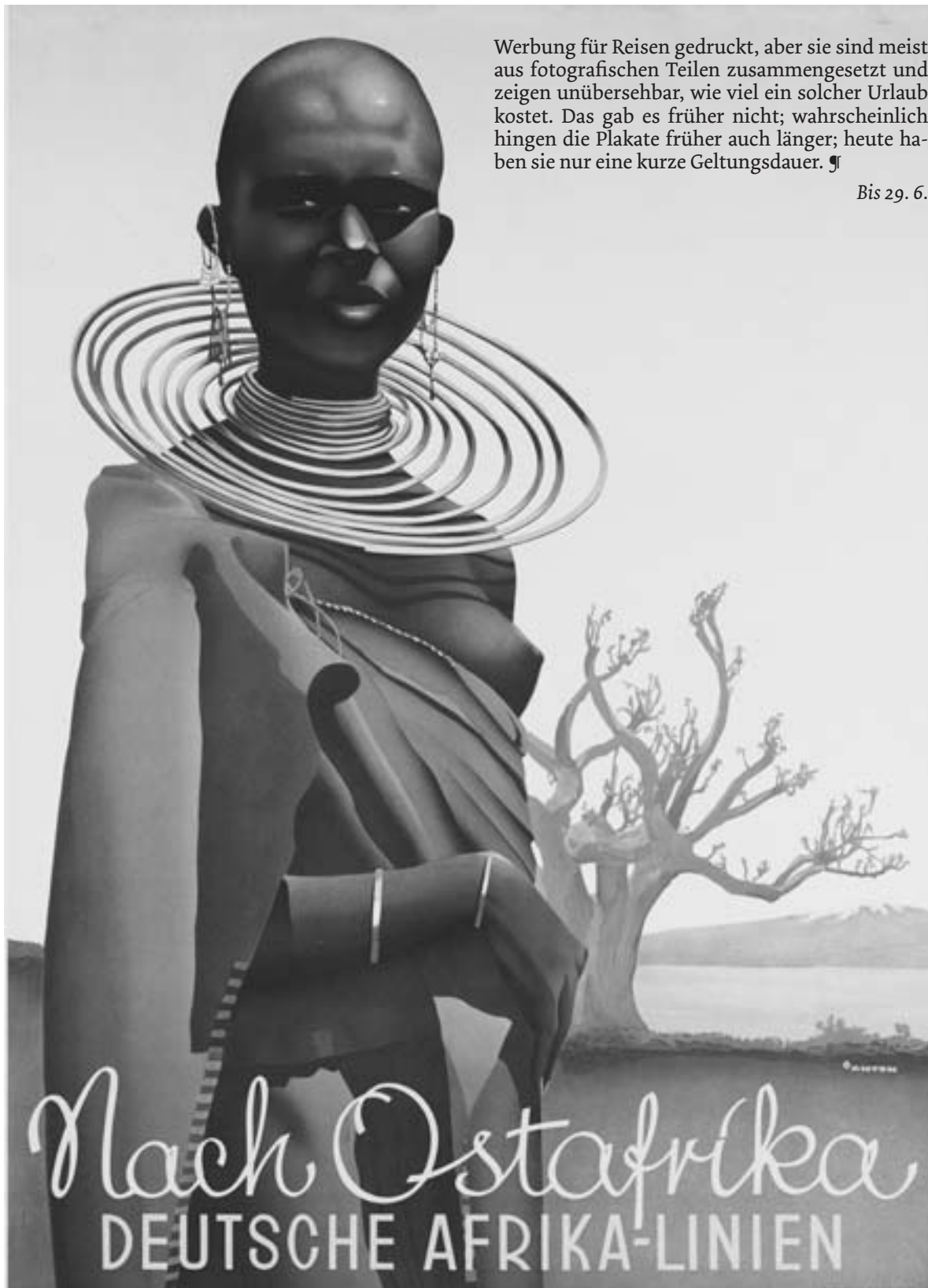


Werbung für eine Reise um den Erdball auf dem Luxusdampfer „Resolute“ der Hapag Lloyd, Lohmann, 1929

Werbung der Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr für Reisen nach Deutschland, Lohar-Heinemann, 1936

Werbung für Reisen gedruckt, aber sie sind meist aus fotografischen Teilen zusammengesetzt und zeigen unübersehbar, wie viel ein solcher Urlaub kostet. Das gab es früher nicht; wahrscheinlich hingen die Plakate früher auch länger; heute haben sie nur eine kurze Geltungsdauer. ¶

Bis 29. 6.



Werbung der Deutschen Afrika-Linien; Ottomar Anton, 1935

Nicht gerade ein Urlaubsziel in nächster Nähe.



Werbung für Intourist für Jagdreisen in die UdSSR, nach 1929

An diesem Plakat hätte auch Wladimir Putin seine Freude.

# Der Künstler als Flaneur

Hermann Oberhofer zeigt Holzschnitte und Malerei in der IHK



Am Mittwoch, den 7.5., führt Hermann Oberhofer selbst durch seine Ausstellung.

Text und Foto von Angelika Summa

Der Holzschnitt ist unter den klassischen graphischen Verfahren das älteste. In Asien gab es ihn schon seit dem 8. Jahrhundert, in Europa gibt es frühe Beispiele um 1400. Er gehört wie der Buchdruck zu den ersten Massenkommunikationsmitteln, was ohne die Erfindung des Papiers nicht zu denken ist. Und es dauerte nicht lange, da bedienten sich wahre Meister dieser graphischen Technik und brachten sie zur ersten Blüte: Dürer, Cranach, Altdorfer, Holbein d. J., später Menzel, Grandville, Doré. Ende des 19. Jahrhunderts wären Vallotton, Gauguin, Munch hervorzuheben, dann die Brücke-Künstler Heckel, Schmidt-Rottluff. In der Gegenwart dürfte HAP Grieshaber (1909 - 1981) mit seinen wuchtigen, monumentalen Arbeiten unter den Holzschnidern der bekannteste sein. Der Holzschnitt ist ein Hochdruckverfahren, bei dem die Zeichnung auf einer Holzplatte aufgetragen wird und mit Messern, Stichel, Sägen ausgestochen wird.

Eine präzise, schnittgerechte Zeichnung ist hier maßgebend für den künstlerischen Ausdruck - an Dürers „Apokalypse“ (1498) kann man seine Meisterschaft studieren, rein linear, durch Schraffierungen, ein Motiv zu modellieren. Der Reiz des Holzschnitts liegt aber auch in der Kolorierung, die auf ornamentale Wirkung zielt und der Figur statuarische Festigkeit gibt. Die zu druckenden Teile bleiben erhaben stehen, werden eingefärbt und mit Hilfe einer Druckerpresse oder per Handdruck auf Papier übertragen. Neben dem handwerklichen Wissen braucht man viel praktische Erfahrung, um der Bildidee Form zu verleihen, um die vielen künstlerischen Möglichkeiten dieses Mediums voll ausschöpfen zu können.

Hermann Oberhofer, 1942 in Rieshofen Obb. geboren, seit fast 50 Jahren in Franken beheimatet, ist seit 1990 mit der Holzschneidekunst vertraut und seit vielen Jahren Leiter des BBK-Künstlerhauses, in dem er auch Workshops für Holzschnitt anbietet. Der Künstler zeigt in seiner Ausstellung „Unter Druck“ im Gebäude der Würzburger IHK in der Mainaustraße 41 Arbeiten, Acryl-Gemälde und Druckgraphik. Letztere sind Farbholzschnitte, der seine Leidenschaft gehört. Er realisiert sie in der Technik der „verlorenen Platte“. Dabei entsteht der Holzschnitt, in dem ein einziger Druckstock - bei Oberhofer ist das eine 12 mm Multiplexplatte - für alle Farben verwendet wird und zwar dergestalt, daß nach dem

Drucken jeder Farbe eben dieser Farbteil aus der Platte geschnitten wird. Auf dem Papier bleibt diese Farbe dann erhalten, wenn die nächste Farbe darübergedruckt wird. Zum Schluß, wenn das Bild fertig ist, ist die Platte „verloren“, es ist nur noch der letzte Druckvorgang auf ihr vorhanden. Man muß also vorher die Auflagenhöhe überlegen, denn ein Nachdrucken ist nicht möglich.

Natürlich plane man den Druckvorgang genau, meint der Künstler, doch trotz aller Erfahrung spiele der Zufall immer mit. Doch das sei auch das Faszinierende an dieser Technik, wenn sich Strukturen und Details ergeben, an die man vorher gar nicht dachte... Massenaufgaben plant Oberhofer nie, meistens genügen ihm nur vier oder fünf Exemplare. Thematisch bevorzugt Oberhofer die moderne Zeit. Zwar widmete er sich auch religiösen Motiven, wie man an den beiden großen Kuben mit je vier Druckplatten im Erdgeschoß des IHK-Gebäudes sehen kann.

Aber Alltagsszenen von heute, das rasche Tempo von Großstädten wie London, Situationen im Verkehr, in der U-Bahn, im Café, Gruppen- und Paarbeziehungen interessieren ihn wesentlich mehr. Der Künstler ist der Flaneur, der Spaziergänger, der herumstreift, sich von der Menge und dem Geschehen rundum treiben läßt, beobachtet, eine bestimmte Stimmung, eine Farbe, einen Menschen bemerkt - und diese dann mit dem Fotoapparat festhält. Oberhofer macht ganze Serien von Fotos von einer Situation, „bis ich merke, jetzt paßt's“. Als Gedankenstütze, um sich zu Hause genau an diese Stimmung, dieses Motiv zu erinnern, nicht um es detailgetreu zu kopieren. Wenn es sein muß, überspringt er Zeiten und Räume. Besonders in seinen Acrylgemälden auf Büttenpapier bemerkt man, wie sehr sich der Künstler vom Großstadtleben inspirieren ließ („Café Mozart“, „Speaker's Corner“, „Euston Station“, „Walk“, „Wait“), ein kleiner Augenblick in der Hektik und dem Gedränge an Bedeutung gewinnt.

Er male und drucke nie nur ein singuläres Bild von einer Situation, sagt er, sondern er fertigt immer ein - eigenständiges - Gegenstück dazu, ein Paar sozusagen, oder Frage und Antwort. Um die Sache abzurunden. Eine besonders runde, gelungene Sache findet sich in dieser Ausstellung in den Holzschnitten, „Vespa“ von 2013 und „Käfer“ von 2014, in denen die kraftvolle, ausdrucksstarke Farbe dominiert. ¶

bis 5. Juni

# Berührungspunkte

„subkutan“ und Gertraud Rostosky im Kulturspeicher

Text und Fotos von Frank Kupke

Die fünf Künstlerinnen Berit Holzner, Verena Rempel, Jutta Schmitt, Angelika Summa und Georgia Templiner der Künstlerinnengruppe „subkutan“ haben sich mit der Würzburger Malerin Gertraud Rostosky (1876-1959) auseinandergesetzt. Die Ergebnisse sind in der kleinen, aber bemerkenswerten Ausstellung „Berührungspunkte“ im Würzburger Kulturspeicher zu sehen. Irgendwie ist Gertraud Rostosky ja eine leicht tragische Figur. Von der in Riga geborenen Würzburger Malerin, die vor und nach dem Ersten Weltkrieg wohl ihre bedeutendsten Werke schuf, verwhärt der Kulturspeicher den Nachlaß sowie rund 50 Gemälde und noch einige Hundert Aquarelle und Graphiken. Doch außer in der Region ist sie nicht wirklich bekannt. Das liegt zum einen an ihrer Malweise, die sich der üblichen kunsthistorischen Schubladisierung entzieht: Sie ist weder rein postimpressionistisch, naturalistisch, geschweige denn kubistisch – und doch von allem etwas. Aber vor allem ist sie ausgesprochen persönlich und stimmig in Farbe, Zeichnung, Komposition sowie Natur- und Menschenerfassung. Daß ihr Bekanntheitsgrad durchaus noch ausbaufähig ist, liegt zum anderen daran, daß sie es als Frau im männerdominierten Kunstbetrieb nicht leicht hatte.

Die Künstlerinnen von „subkutan“ schlagen durch diese Ausstellung gleich zwei Fliegen mit einer Klappe. Sie heben das Werk Rostoskys verstärkt ins Bewußtsein und – vielleicht noch wichtiger – sie präsentieren sich selbst als hellwache Künstlerinnengruppe, die bei ihrer Auseinandersetzung mit Rostosky zu spannenden und unerwarteten Ergebnissen kommt. Jede der fünf „subkutan“-Künstlerinnen hat jeweils ein eigenes Werk zu ausgewählten Rostosky-Arbeiten gesellt, die die Künstlerinnen aus dem Fundus des Kulturspeichers hervorgeholt haben und bislang noch nicht öffentlich präsentiert wurden. So sind hier im ersten Stock des Kulturspeichers neben den fünf neuen „subkutan“-Arbeiten rund 20 Gemälde und Aquarelle von Rostoskys zu sehen. Vier der fünf „subkutan“-Arbeiten wurden eigens für diese Ausstellung geschaffen. Lediglich Georgia Templiner zeigt ein gut zehn Jahre altes Bild, an das sie sich ganz spontan erinnerte, als sie ein Stilleben Rostoskys im Fundus sah. Überraschend dabei:

Dieses Werk – „Blüte im Wasserglas“ heißt es – ist das einzige der fünf „subkutan“-Arbeiten, das schon auf den ersten Blick rein optisch stark an eines der daneben hängenden Rostosky-Bilder erinnert. Bei den anderen vier sind die Verbindungen zu Rostosky sozusagen eher subkutan, das heißt in diesem Fall vor allem gedanklicher Natur und sind in den fertigen Werken nicht sofort zu erkennen. Diese vier Arbeiten sind in erster Linie Ausdruck einer Beschäftigung mit den Lebensumständen von Rostosky. Das liegt bei Berit Holzner schon deshalb nahe, weil sie auf dem ehemaligen Familiensitz der Rostoskys, dem Gut zur Neuen Welt, lebt. In der wie hingehaucht wirkenden Plastik ohne Titel („blau-grün“ nennt es die Künstlerin improvisierend) möchte Holzner unter anderem das helle Licht und die klare Luft vom Gut zur Neuen Welt zum Ausdruck bringen. Indes, so sehr Rostosky dieses Anwesen auch geschätzt haben mag – die Künstlerin dürfte sich hier in Würzburg vor allem isoliert gefühlt haben, nicht zuletzt, weil sie sich zur Pflege ihrer betagten Mutter verpflichtet sah. Das wurde von ihr als Frau seinerzeit so erwartet. So fehlte ihr der direkte künstlerische Austausch mit den großen internationalen Metropolen. Und sich als Künstlerin in der männlichen Kunstszene zu behaupten, war nicht nur damals ein großes Wagnis, sondern ist es in Wahrheit auch heute noch. Die fünf „subkutan“-Künstlerinnen eint deshalb, freilich in unterschiedlichem Grad und unterschiedlicher Ausrichtung, eine feministische Grundhaltung.



Verena Rempel: aus der Serie „Mimesis“

Georgia Templiner: „Blüte im Wasserglas“ (2003)  
und Gertraud Rostosky: Zwei Stilleben



Berit Holzner: o.T. („blau-grün“) (2014)



Jutta Schmitt: „Schmittgruppe 31“ (Detail) (2014)



Angelika Summa: „Familiensitz“ (2014)



Dieser Grundzug wird in Angelika Summas Arbeit „Familiensitz“ zum Ausdruck eines allgemeinen Freiheitsbedürfnisses. In ihrem Metallgeflecht-Werk gewinnt ein surreal anmutender Stuhl dynamische Kraft und mutiert in der anderen Objekt-Hälfte der Arbeit zu einer Kugel, die vielleicht für Ganzheit und In-sich-Ruhen steht. Summa berichtet, wie begeistert die fünf „subkutan“-Künstlerinnen waren, als sie im Fundus des Kulturspeichers die Rostosky-Arbeiten sichten und die Werke für die Ausstellung aussuchten. Denn es war die Künstlerinnengruppe „subkutan“, von der die Anregung zu dieser neuen Ausstellung ausging – eine Idee, die der Kulturspeicher gerne aufgriff, so die stellvertretende Museumsleiterin Dr. Henrike Holsing.

Das nicht unproblematische Verhältnis Rostoskys zu ihrer Mutter nahm Jutta Schmitt zum Anlaß, das Ableben ihrer eigenen Mutter in einer Installation zu thematisieren. Schmitt, die sich nicht als isoliertes, mit der Wahrheit ringendes Genie, sondern als eine bodenständige Kreative sieht, deren Gestaltungswille auch aus dem unbedingten Ja zum eigenen familiären und sozialen Umfeld Kraft schöpft, hat mit ihrer Arbeit aus der Folge „Schmittgruppe 31“ ein anrührendes Werk voller Geheimnisse und privater Anspielungen geschaffen. Verena Rempel läßt auf ihrer ebenfalls eigens für diese Ausstellung geschaffenen Fotodruckgraphik aus der Serie „Mimesis“ scheinbar die Natur wild wuchern.

Und die Natur spielt ja auch in Rostoskys Werken immer wieder eine bedeutende Rolle – sei es als Idyll, Genre, Staffage oder als Stilleben. Bei näherer Betrachtung erweisen sich die floralen Details auf dem Rempel-Werk allerdings allesamt als aus winzigen Händen zusammengesetzt: Es sind die Hände von Verena Rempel selbst. Diese Art der Bildkreation hat sie schon öfters angewandt. Doch jetzt bekommt das Motiv der Hände eine ganz neue Bedeutung: Sie sind unter anderem auch als Anspielung auf das Hand-Motiv gemeint, das beispielsweise immer wieder auf Rostosky-Porträts zu sehen ist – und als Anspielung auf die schöpferischen Hände der Malerin Rostosky selbst. Wie in diesem Werk, so erschließen die fünf Künstlerinnen von „subkutan“ die Rostosky-Arbeiten nicht vordergründig und direkt, sondern sensibel und behutsam – wie es die bedeutende und starke Künstlerpersönlichkeit Rostosky verdient hat. ¶

Bis 9. Mai.



Das richtige Wahlplakat auszuwählen, ist immer schwierig.

## Kultur ist, was man daraus macht.

Plädoyer gegen Nepotismus und Kulturförderung und für eine neue städtische Kulturpolitik.

Text und Fotos von Wolf-Dietrich Weissbach

Die Choreographie war diesmal gediegener. Der BBK-Vorstand hätte ja auch einfach öffentlich mehr Geld fordern können. Also, richtig mehr Geld. Doch nein, die Künstler wollen etwas dafür tun, wollen Häuser anmalen, leere Plätze mit Geräten vollstellen, Stadt und Land fürs künftige Elend verzieren. Und da der Eindruck kurz vor einer Wahl nie täuscht, können sich für edles Streben inzwischen selbst Parteien erwärmen, die einst vom Gewese der Kreativen nicht sonderlich amused waren. Diesmal aber: Völlig unbeeindruckt von einer anklagend, aber nicht arg politisch gemeinten, im Raum rumstehenden Stacheldrahtzelle („Gemeinschaftsunterkunft“), die vermutlich nur gegen heftigsten Widerstand auf das Dach des Falkenhauses geschnallt werden dürfte, waberte bestes gegenseitiges Verständnis wie eine Überdosis Sedativa im mainfränkischen Chronotopos. Christian Schuchardt (CDU), da noch OB-Kandidat von CSU, FDP und FWG, und den CSU-Landtagsabgeordneten Oliver Jörg hatten die BBK-Vorderen im Winkel einer Runde plaziert, um ihnen zu eröffnen, was moderne Künstler so von der Politik erwarteten.

Das hätte man ihnen tatsächlich auch twittern können. Ging es doch schnell nur um den Wunsch nach wieder mehr Kunst-am-Bau-Projekten in der Bischofsstadt, so wie dies in den goldenen Tagen eines OB Zeitler gewesen wäre oder eben überhaupt früher. Freilich wäre im Tweet untergegangen, daß bei dieser Gelegenheit auch gleich die Schuldigen am Siechtum der Würzburger Künstlerschaft ausgepreist wurden: Ein Baureferent, der sich vor Farbe fürchtet, ein Kulturreferent, dem ein nett gestaltetes Kulturbulletin Kunstförderung satt ist, Stadtväter schließlich, denen schon von der Lüftlmalerei im Ratssaal kirre wird. Schlimmer kann es in den Augen der anwesenden Künstlerschaft vermutlich nicht mehr kommen. Wie es gehen könnte, werde hingegen in der Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Hochbauamt (SHB) deutlich, das im Projektfall die BBK-Auguren anhalte, unter den Mitgliedern eine schmale Auswahl extrem geeigneter Künstler zu küren, die dann vom SHB zum Wettstreit geladen würden. Ein Procédere, das bei intaktem Gerechtigkeitsempfinden einen Shitstorm auslöste.

Freilich nicht in dieser Kommunität, gehört es doch zum Dünkel des Verbandes, überhaupt nur als Künstler anzusehen (und insofern berechtigt, staatliche Segnungen anzunehmen), wer Mitglied ist, und darüber hinaus, den Verdacht, daß Fortuna ein Faible für Kulturkünstler habe, vorsorglich mit deren kreativer Geschmeidigkeit zu erhärten, schließlich könnte man selbst irgendwann in den magischen Kreis schlittern.

Einmal mehr hat man an diesem Abend also eine der wenigen Gelegenheiten vertan, gemeinsam, Künstler und offensichtlich zugängliche Politiker, genau dort, wo es wehtut, in der Kommune, eine Diskussion darüber anzustoßen, wie Kunst- und Kulturförderung, bzw. Kulturpolitik überhaupt zu verändern ist, um in der kaum mehr aufzuklärenden kulturellen Finsternis wenigstens ein paar Irrlichter zu zünden. Was mit dreien städtischen Kunstwettbewerben mehr, selbst wenn sie Matthias Engert oder Jürgen Hochmuth und nicht etwa Matthias Braun oder Dierk Berthel gewinnen, höchstens alphabetisch gelänge. Gilt die Sorge der Artistenzunft nun allein einer umzuleitenden Allokation – Gelder sind im Ernstfall, so Schuchardt, durchaus mal vorhanden -, was dann jedoch nicht den Künstlern allesamt zugute kommt, sondern gottlob nur die bereits begünstigten Künstler begünstigt, fällt es politischen Kulturverwesern auch kaum schwer, sich unverbindlich dafür zu verwenden. Gleich gar, wenn sie – jedenfalls hat man an diesem Abend den Eindruck – geschmäckerlich in einer Liga spielen.

Oliver Jörg (er kann sogar ungestraft von „Staatskunst“ sprechen) etwa wünscht sich Bauten, die man auch in 100 Jahren noch vorzeigen könnte, was hier synchron wie auf einem Veteranentreffen benickt wird und den MdL mit offenem Visier zu der Klage anspornt, daß er zwar an der Bewilligung von einschlägigen Projekten beteiligt, bei der konkreten Verwendung von Mitteln (z.B. hinsichtlich Gestaltung) aber nichts mitzureden habe. Den gut gemeinten Eifer in allen Ehren, aber das ist auch gut so. Halten wir es lieber mit Theodor Heuss, der einst anmerkte, daß man mit Politik nicht Kultur, aber vielleicht mit Kultur Politik machen könne. Geradezu grotesk, wenn fünf Dekaden später schöpferische Drohnen, weil sie Nektar wittern (oder ähnlich anrühiges), die Geschmackshoheit in die Hände – möglicherweise nur anderen - von Legislative und Exekutive geben bzw. belassen möchten, wenn nur die Blüten nicht sinfonisch vergeigt, also an Töne vergeudet werden.

Sie mögen es nicht wahrhaben, aber die Misere ihrer Kunst ist keine Züchtung der Herbipolis, verdankt sich auch mitnichten der unstillbaren Sangeslust, der Vorliebe im Kulturamt für Musik; auch ob Fassaden aus Stahl und Glas schlecht zu bemalen sind, Balthasars Wannen besser geschnitzt würden, die Kunstmehle ohne Sponsor, X-tett oder Troika irgendwann versendet oder am jenseitigen Ufer eine proliferierte Gemme für Flammenschein sorgt, ist in jeder nur denkbaren Hinsicht unerheblich. Und wenn man sich obendrein zu der Präntion be-

kennt, es ginge doch um die Wahrung letzter Möglichkeiten der Existenzsicherung von professionellen Künstlern, sollten vielleicht im selben Atemzug Lehrer, Professoren und überhaupt jene, die ohne Not ihre Haupteinnahmen aus anderer Tätigkeit beziehen (im Gegensatz zu jenen, die Taxi fahren oder Kellnern müssen), ausgeschlossen werden.

### *Hafensommer ästhetisch aufladen*

Dennoch: Die BBK-interne Durchleuchtung beispielsweise jenes oft beklagten Transparenzdefizits wäre als kommunikationsfördernde Verbandshygiene sicher hilfreich, hülfe allerdings auch nicht, wo es nicht gelingt, dem vollmündigen Bürger deutlich zu machen, daß und wofür KünstlerInnen oder besser: Kunst tatsächlich noch gebraucht wird. Davon abgesehen, daß dies die allermeisten Vertreter der Zunft selbst nicht wissen, gibt es überhaupt zu viele (bundesweit sind es 62 542 im Jahr 2013 laut Künstlersozialkasse), und zu viele, die auf zu viel unterschiedliche Arten keinerlei „diskursiven Mehrwert“ erzeugen und dies im besten Falle als ästhetisches Surplus „kultivieren“.

Die Kunst hat aber, sofern sie nicht nur als formalistische Allmachtsphantasie, ohne befragbaren Bezug zu Mensch und Gesellschaft verstanden wird, ein Legitimationsproblem. Jenseits der Skrupellosigkeit – um wahllos einige herauszugreifen: von Damian Hirst, Jonathan Meese bis Gunther von Hagens - hat sie das schon immer. Neu ist nur: Es fehlen ihr überall dort, wo es nicht um das ganz große Geschäft geht, inzwischen Lehrer, Journalisten, Anwälte, Galeristen, Adepten, Liebhaber kurz: all die, die aus unterschiedlichsten Antrieben diese Legitimationen geleistet, kanonisiert, verteidigt und geglaubt haben, die überzeugt waren, daß die Kunst (im Verein mit Literatur, Musik u.s.f.) gerade auch jenseits der Kapitalanlage wesentliche Konstituente von Kultur (für Adorno sowieso nur „der Deckel auf dem Müll“), vor allem der Hochkultur sei. Dem ist aber nicht mehr so. Etwas überspitzt ausgedrückt: In einer vergnügungssüchtigen Beutegemeinschaft fällt die Kunst gerne korrupter „Gleichberechtigung“ zum Opfer. Sinnlösungen, also das, was uns nicht aus dem Fenster springen läßt und immer als spezifische Leistung von Kunst angesehen wurde, werden inzwischen von Dschungelcamps, Gesichtsbüchern und dem Pizza-Service geliefert. Und ob solche Verhältnisse jemals im Sinne einer vertretbaren, keineswegs notwendig moralinsauerer oder reglementierten Kunst geändert werden können, sei dahin gestellt und ist vielleicht auch nur unter

ohnehin nicht verwirklichbaren Bedingungen wünschenswert. Nur wenn es nicht, womöglich in konzertierter Aktion von Kreativen und überhaupt an mit Verstand und Menschlichkeit getränkter Kultur noch Interessierten (in Würzburg sind dies kaum mehr als 1500 bis 2000 Seelen, die sich die Möblierung verschiedener Kulturveranstaltung untereinander aufteilen, weshalb man da stets das gleiche, bereits etwas ergraute Personal antrifft), wenn es nicht versucht wird, dann sollten auch die noch verbliebenen Eisenbeißer, Anstreicher, Poetessen schnellstmöglich auf die Fertigung und Beschriftung gargantuesker Einkaufsstätten für Lebensmittelmärkte, phantasiegetreuer Riesenechsen für Freizeitparks oder bald nachgefragter Laubbaumimitationen und Gehirnprothesen umschulen. Ein Lernprozeß, den ja schon so mancher Figurist absolviert hat und heute dadurch zumindest gut lebt.

Mit „Kulturkunst“, also einer kaum Kultur bestimmenden, aber von einer am kurzlebigen Trend, am Gag orientierten, zeitgenössischen Kultur bestimmten Kunst, lassen sich inzwischen nicht nur Events und Hafensommer ästhetisch aufladen, sondern eben auch Kunst-am-Bau-Wettbewerbe heimholen. Vielleicht verklärt dies etwas die, den meisten bildenden Künstlern nicht mehr zu nehmende Erfahrung schwindender gesellschaftlicher Bedeutung ihrer Arbeit; und verschleiert womöglich obendrein einige Merkwürdigkeiten. Etwas! Aber nicht wirklich.

### *Angsttriebe*

Merkwürdig – zumindest auf den ersten Blick – ist, daß das Existenzrecht von Kunst über alle Zweifel erhaben ist. Merkwürdig ist ferner, daß trotz, von unzähligen KunsthistorikerInnen für Vernissagen (etwa in Würzburg) abgegriffenen Kriterien guter Kunst, in den Metropolen der Welt immer noch astronomische Summen für einzelne Werke gezahlt werden. Merkwürdig ist auch die oft synonyme Verwendung der Begriffe Kunst und Kultur; vermutlich zwecks wechselseitiger Überhöhung, freilich verlangt das heftige Gepoche auf Kultur weniger Expertise.

Kultur hat jedenfalls Konjunktur, ist das schlechthin Unwidersprechbare. Ob dies nun daran liegt, wie der Medientheoretiker Siegfried J. Schmidt (Kalte Faszination. Göttingen 2000) ausführt, daß es eine gesellschaftliche Entwicklung der „Dominanz von Materialitäten hin zu einer Dominanz von Wissen“ gebe, bei der nach der forcierten Entwicklung von Informations- und Kommunikationstechnologien „jetzt

diejenigen Ressourcen entscheidend werden, die als semantische Programme die formale wie inhaltliche Nutzung und Bewertung dieser Technologien steuern, oder ob – um es bildlich auszudrücken – wie bei den Tannen, kurz bevor sie absterben, noch einmal besonders viele Zapfen austreiben, muß hier gar nicht behandelt werden. Kultur ist, daran will Kulturstaatsministerin Monika Grütters jedenfalls keine Zweifel aufkommen lassen, „zuerst ein Wert an sich“, was immer das heißen mag.

Allerdings läßt dies endlich die Frage stellen, warum man dieses hohe Gut, das so mancher gar als Staatsziel in die Verfassung sperren möchte, warum man Kultur dem Spiel – „frei“ wäre hier euphemistisch – der Kräfte bzw. einem Markt überläßt, der nicht unbedingt den besten Leumund hat? Wir schicken die Raucher nach draußen, gehen zur Krebsvorsorge in den Computertomographen, filtern Feinstaub, Dieselpartikel, Spam, Asylbewerber, kreieren farbige Engel, manchmal auch welche, die wir – in guter christlicher Tradition - wieder verstoßen, erfinden Umweltsiegel, Textilsiegel, Reinheits-, Qualitäts- und Freiheitssiegel aller Art, zertifizieren Produktionsbedingungen, erzwingen (na ja!) Mindestlöhne, Frauenquoten, Datenschutz, regulieren irgendwann Bankgeschäfte und bestrafen Steuersünder, und all dies, weil es praktisch keinen Lebensbereich mehr gibt, nicht einmal fiktiv, in dem wir nicht ständig Schäden für unsere Gesundheit, unser Zusammenleben oder auch bloß unseren Wohlstand verursacht durch Fahrlässigkeit, Skrupellosigkeit und in zunehmendem Maße durch kriminelle Machenschaften anderer erwarten. Leider ist auch dies Kultur und vielleicht sogar die, mit der wir uns ein für allemal abfinden sollten. Nur ist es eben nicht die Kultur, die sogar im landläufigen Sinne unsere Handlungsorientierungen bereitstellt, die auf Bildung und Werten beruht, von der wir uns zumindest wünschen, sie sei mit ihren Leuchttürmen, dem Guten, Wahren und Schönen, die für uns maßgebliche Kultur, in der wir schwimmen, uns aalen wie in einer Nährlösung. Möglicherweise verhindert solches Wunschenken sogar, daß wir all den eher virtuellen Kulturleistungen, Umtrieben in den Medien, im Internet, die sich eigenen könnten die Nährlösung zu verderben, nicht einmal mit regulativen Ideen begegnen.

### *Kulturparlament und Kulturdatenbank*

Natürlich können und sollen die Freiheit der Kunst oder gar die Meinungsfreiheit nicht bzw. möglichst wenig eingeschränkt werden und zwar selbst dann,

wenn aus blankem Profitinteresse „Kulturgüter“ geschaffen werden, die zumindest in Summe Kultur offensichtlich überhaupt in Frage stellen. Das meint journalistische Meisterleistungen, sogar in den sogenannten anspruchsvollen Medien (seitenweise Mitleidsfeature über einen kriminellen Wurstfabrikanten gehören hierzu ebenso wie eine ausufernde Berichterstattung über das Ende von „Wetten, daß ...“ um nur relativ frischen und sogar noch relativ harmlosen Schwachsinn zu bemühen), die uns wegen des großen Leserinteresses als vorbildlich, notwendig, berichtenswert verkauft werden, geht über Medienformate, die sich ganz bewußt und offen an niedrigste Bedürfnisse von Zuschauern wenden und reicht bis zur Feststellung eines Scheiterns von Kulturpolitik überhaupt.

Letzteres soll gar nicht mit einer Bildungsmisere, einer sowieso nur schwer nachzuweisenden, zunehmenden Verdummung der Bevölkerung unseres Landes belegt werden; es reicht vermutlich, darauf hinzuweisen, daß seit Jahr und Tag ein ständiger Rückgang von Besuchern und Zuschauern in Museen und Theatern (abgesehen von wenigen, spektakulären Ausstellungen und Inszenierungen) beklagt wird, daß Theater schließen müssen, Museen nicht ausreichend finanziert werden können, oder – um auf die Verhältnisse vor Ort hinzuweisen – daß freie Theater, Kleinkunsthöfen einen ständig steigenden Förderbedarf anzeigen, und auch hier weder die Besucherzahlen noch die künstlerische Qualität feststellbar steigen. Kurzum: Es gäbe ausreichend Grund für eine andere Kulturpolitik, und strenggenommen, sogar für ein Moratorium in Sachen Kulturförderung, und sei es nur, um zu erreichen, daß alle direkt und indirekt Betroffenen über neue Formen von Kulturförderung, von Kulturpolitik überhaupt nachdenken. Auf kommunaler Ebene ließe sich dies jedenfalls umsetzen, und um dies nicht bloß als leeres Gerede stehen zu lassen, sollen hier auch einige Vorschläge unterbreitet werden, die freilich keineswegs ausgereift sein wollen und nicht als ohne weiteres verwirklicht angesehen werden. Sie sollen lediglich zeigen, daß man andere Möglichkeiten, andere Wege auch und gerade in der kommunalen Kulturpolitik beschreiten könnte.

Man könnte z.B. ein kommunales Kulturparlament installieren, das sowohl den Städtischen Kultur Ausschuß als auch den Kulturbeirat und den Dachverband freier Kulturträger überflüssig machte. Statt ein Afrika-Festival unnötigerweise zu unterstützen, könnte man jedem interessierten Bürger, der sich mit einer bestimmten Anzahl von Unterstützerstimmen für eine Mitgliedschaft im Kul-



*Interessiert lauschen die Künstler, wenn...*

turparlament bewirbt, einen Betrag X für einen kleinen Wahlkampf zur Verfügung stellen. Dieses – das jüngst gefällte ZDF-Urteil des Verfassungsgerichts vor Augen – zumindest nicht direkt mit Parteien und Verbänden verbundene Kulturparlament sollte dann über kulturelle Bedürfnisse, Anliegen, Einrichtungen und Förderungen (sofern diese dezidiert legitimiert werden können) befinden und z.B. auch die Vergabe von Kunst-am-Bau demokratisch, fair, fern ab von Vetterleswirtschaft regeln. Grundlage einer sinnvollen Arbeit einer solchen Einrichtung müßte eine städtische Kulturdatenbank sein, in der sich alle nach eigener Zuschreibung als Kulturschaffende verstehende Bürger eintragen können. Also natürlich Künstler, Dichter, Schriftsteller, Musiker, Schauspieler, Regisseure, Wissenschaftler ebenso wie Privatgelehrte, Kulturjournalisten, Graphiker, Fotografen, Kunsthandwerker, Sammler, bis hin zu nicht wegzudenkenden Besuchern von Kulturveranstaltungen, wie beispielsweise Willi Dürrenagel oder Regine Samtleben.

Eine solche Datenbank, die dank moderner Computertechnik kein Problem mehr sein sollte, würde nicht zuletzt den Stadtvätern bis hin zu den Leitern von Museen und anderen einschlägigen Einrichtungen überhaupt erst einmal einen Eindruck davon verschaffen, wovon sie reden, wenn sie von Kultur in der Stadt sprechen. Darüber hinaus hätte eine Datenbank, vor allem wenn sie von den Nutznießern in vernünftigen Abständen aktualisiert würde, also Abbildungen neuer Arbeiten, Anführung neuer Werke, Verzeichnis von Aufführungen, Neuerwerbungen usw., auch einen Informationswert (lebt Tilmann Riemenschreiber noch?) für Interessenten außerhalb von Würzburg. Man müßte auch Kulturpreise nicht an jemanden vergeben, weil einem gerade niemand anderes einfällt. Diese Datenbank sollte natürlich von der Stadt eingerichtet werden und könnte mit den Geldern finanziert werden, die mit der Privata-



*...Dierk Berthel, Christian Schuchardt und Oliver Jörg Kultur diskutieren.*

tisierung der Zeitschrift „Kulturgut“ frei werden. Unverzichtbar wäre eine solche Datenbank auch für einen in Analogie zu Alten- und Heimatpfleger zu installierenden Kulturpfleger. Ein solcher Kulturpfleger, der zugleich eine Art Geschäftsführer des Kulturparlamentes sein könnte, hätte die Aufgabe sich über die Aktivitäten der in der Datenbank aufgeführten Kulturschaffenden regelmäßig zu informieren, was Besuche von Ateliers, Aufführungen, Lesungen, Ausstellungen usw. bedeuten sollte. Sinnvoll wäre in diesem Zusammenhang gelegentlich das Erstellen von kurzen Physikatsberichten über Lebensverhältnisse der Besuchten. So könnten z.B. auch ältere, für das kulturelle Leben der Stadt über viele Jahre bedeutsame Persönlichkeiten (Rita Kuhn, Schlotterbeck, Lenz) begleitet werden, rechtzeitig, wenn es keine Angehörigen gibt, deren Nachlaß zum Wohle der Kultur der Stadt und der Reputation der Betreffenden geregelt werden.

#### *Kulturpfleger, Kultursalon und solche Sachen*

Ein Kulturpfleger hätte auch dem Kulturparlament regelmäßig Bericht zu erstatten über vornehmlich freie kulturelle Einrichtungen, ihre Erfolge, ihre Defizite. Er könnte Patenschaften zwischen Kulturschaffenden und Firmen oder die Zusammenarbeit von Kulturschaffenden untereinander anregen, die sich gar nicht kennen und folglich auch keine möglichen Synergien sehen. Eine weitere, die Kultur der Stadt befruchtende Idee (von Berthold Kremmler) könnte die Einrichtung eines Kultursalons sein, beispielsweise in der Mozartschule. Analog zum Presseclub könnten in einem solchen Debattierclub regelmäßig z.B. städtisch angestellte Kulturarbeiter, von Museumsleitung über Theaterintendant, Kulturreferent, aber durchaus auch KünstlerInnen, Autoren, Musiker oder selbst Architekten, die in der Stadt mit Bauten oder Bauvor-

haben von sich reden machen, geladen werden, um über deren Arbeit zu diskutieren. Natürlich sollten in einem solchen Kultursalon grundsätzliche, kulturpolitische Themen mit kompetenten Gesprächspartnern behandelt werden.

So ein Thema könnte sein, ob es noch sinnvoll ist, die Finanzierung von Museen oder Theater mehr oder weniger direkt an das Publikumsinteresse zu binden. Schließlich könnte es heute sinnvoller sein, mit einem wohlweislich größeren Betrag als bisher die Finanzierung solcher Einrichtungen sicherzustellen (das entspräche wohl auch der bisher mehr wie bloßes Lippenbekenntnis wirkenden „großen Bedeutung von Kultur“), sie dafür eine anspruchsvollere Arbeit leisten lassen (z.B. mehr Orestie, weniger Zar und Zimmermann), dem Museum auch außergewöhnliche Ankäufe ermöglichen, und gleichzeitig die Eintrittspreise drastisch zu erhöhen – allerdings mit diskreter, sozialer Ermäßigung. Über kurz oder lang wird man nämlich nicht umhinkommen, zwischen dieser Möglichkeit oder der gänzlichen Schließung solcher Institutionen zu wählen. Aus Theater und Museen wieder in einem inhaltlichen Sinne „elitäre Einrichtungen“ zu machen, hätte zumindest gewisse Aussicht auf Erfolg, und wäre zweifellos ein Beitrag, ein neues Wertbewußtsein für künstlerische, kulturelle Leistungen zu schaffen.

Man könnte, sei es im Kultursalon, sei es im Kulturparlament, ein Kulturmanifest oder sogar eine Kulturcharta erarbeiten, worin als Selbstverpflichtung kulturelle Wertvorstellungen formuliert wären, die obendrein mit einschlägigen Kulturvereinigungen in den Partnerstädten Würzburgs gemeinsam publiziert werden könnten. Man könnte jeweils für ein Jahr einen unabhängigen Stadtschreiber anstellen, allerdings keinen Dichter, sondern einen Kulturjournalisten (natürlich auch Journalistin), der im Vollzeitjob das kulturelle Leben in der Stadt kritisch vermittelnd (also dezidiert keine PR) begleitet und seine Arbeit allen denkbaren Medien zur Verfügung stellt. Auch ein guter Fotograf, ein Flaneur wäre denkbar. Man könnte, man könnte ... Kurzum: Man könnte und müßte eine Reihe von Maßnahmen ergreifen, um sich mit Recht Kulturstadt nennen zu dürfen. Ein paar Denkmäler und ein paar auf Zweitrangigkeit gestützte Festivals reichen dafür nicht.

Eine Kulturförderung, die ihre Gaben nach Gewohnheitsrechten vergibt, schadet der Kultur so, als würde sie konkret vorschreiben, was sie als Gegenleistungen haben will, was nicht. Neue Wege lassen sich durchaus beschreiten. ¶

*(Der Autor ist nach dem Diktat mit unbekanntem Ziel verweist.)*



Mitglieder des Musiktheaterensembles des Mainfranken Theaters  
Foto: Nico Manger

## Lebendiges Spiel mit dem Tod

Salome am Mainfrankentheater in Würzburg

Von Renate Freyisen

Es war einmal ein Skandal: Die Oper „Salome“ von Richard Strauss, als sie 1905 in Dresden herauskam. Immerhin bescherte sie dem Komponisten den Durchbruch auf der Opernbühne. Noch schlimmer erging es seiner Vorlage, dem Dichter Oscar Wilde mit seiner Tragödie „Salomé“; die Uraufführung in London 1891 wurde gleich ganz verboten. Strauss kürzte den Text, hielt sich an die deutsche Übersetzung. Heute ist die Oper wegen ihrer mitreißenden Handlung und Musik Standard im Repertoire.

Aber geht es heute auch ohne anrühigen Sieben-Schleier-Tanz, ohne allzu anstößige Szenen in einer Aufführung der Oper? Immerhin sind nackte Tatsachen auf der Bühne mittlerweile ein alter Hut. Wie das Ganze auch „ohne“ stimmig zu realisieren ist, machte Regisseur Alexander von Pfeil vor in seiner viel bejubelten Inszenierung am Mainfranken Theater Würzburg. Es geht hier um Verführung, um Macht, um Spiel mit dem Tod. Der Regisseur

siedelt das exzessive Geschehen, das am Schluß wie in einem Rausch ausufert, in der Flower-Power-Welt der 60er Jahre an, in der Zeit der sexuellen Befreiung und Enthemmung, auch in die Epoche des beginnenden politischen Terrors. Alles spielt in einer Art Kommune, die sich mit einem reichen Gönner, Herodes, zu einer Party zusammenfindet, bei der man Alkohol und Drogen konsumiert. Fern ist der biblische Hintergrund, ohne daß dies einen Verlust an Verständnis bedeutet.

Der Zuschauer blickt nun auf ein noch unfertiges Bau-Projekt (Bühne: Piero Vinciguerra), wo sich gerade einige Personen herumtreiben, sich ein Paar vergnügt. Noch sind keine Fenster in der Wand, das Schwimmbecken vorne ist noch nicht gefüllt. Hinter einem Plastikvorhang hinten ist Licht zu sehen, da wird gerade gefeiert; vorne, unter einem Gitter in den Schacht zum Keller, wird einer gefangengehalten. Gleich zu den ersten Takten der Musik erscheint ein junges Mädchen in bravem, blauen Kleid (Ko-

stüme: Katharina Gault) mit Koffer und Geige, wohl eben aus dem Internat angekommen: Es ist die höhere Tochter Salome. Sie will nicht an der Party ihres Stiefvaters draußen, hinter dem Vorhang, teilnehmen. Denn vorne gibt es Interessanteres.

Da ertönen nämlich dumpfe Prophezeiungen aus der Tiefe des Schachts. Das weckt ihre Neugier, zumal man ihr Aufklärung verweigert. Sie ist fasziniert von der Stimme und will partout dem Geheimnis auf die Spur kommen. Und da der Bewacher des Gefängnisses von ihr sexuell erregt ist, gelingt es ihr, daß sie ihn mit Versprechungen dazu bringt, daß er trotz Verbots aufschließt. Das wird er später mit dem Tod büßen. Nun aber entsteigt eine Art düsterer Guru in weißem Gewand, ein zweiter Charles Manson, dem Verlies; es ist der Prophet Jochanaan. Er hämmert unbeirrbar weiter trotz Handschellen seine Botschaften auf eine Schreibmaschine ein und verweigert jede Berührung, vor allem einen Kuß, verflucht Salome und ihre Sippe. Das reizt sie noch stärker, und als dann ihr Stiefvater Herodes samt Anhang und flippigen Gästen kommt und sich von ihr, weil er scharf auf sie ist, den Schleiertanz wünscht, stimmt sie zu unter einer Bedingung: Herodes soll ihr jeden Wunsch erfüllen. Das sichert er unter Eid zu. Sie aber will den Kopf des Jochanaan, um ihn zu küssen. Auch ihrer Mutter Herodias, der ihr Mann Herodes völlig gleichgültig ist und die sich über die Äußerungen des Propheten ärgert, paßt dieses Ansinnen. Salome absolviert also in einem unkontrollierten, immer mehr ausufernden Drogen- und Alkohol-Exzeß den geforderten Tanz, indem sie Schleier wirft oder damit ihrem Stiefvater und Onkel die Augen verbindet. Herodes kann schließlich bei einem Ringelreihen die Gelegenheit

zum Inzest mit seiner Stieftochter nutzen. Zum Entsetzen aller aber besteht Salome auf dem Eid. Furcht vor Gott und kommendes Unheil werden laut. Aber es nutzt nichts, der Prophet wird ermordet und Salome reißt den blutigen Kopf an sich, besudelt sich lustvoll damit, küsst den Mund des Toten. Die Folgen zeigen sich bald: Terror und Gewalt breiten sich aus, Herodias, ihre intrigante Mutter flieht mit ihrer Tochter, Schüsse knallen, Herodes bleibt zurück, nur das triumphierende Lachen der Herodias hallt nach ... Diese äußerst spannende Inszenierung findet ihre kongeniale Entsprechung in der musikalischen Darbietung. Enrico Calesso führte das exzellent aufgelegte Philharmonische Orchester umsichtig, entlockte ihm die nötige sinnliche Ausstrahlung, hochdramatische Steigerungen, flirrende, exotische Momente und breite, melodische Flächen bei den Verkündigungen des Jochanaan. Die Sänger fühlten sich dabei gut aufgehoben. Paul McNamara gab einen äußerlich recht jovialen Herodes und unterstrich das mit seinem hellen, durchsetzungsfähigen Tenor. Als attraktive Herodias im zipfeligen Kleid und mit aufgesteckter Lockenfrisur begeisterte Sanja Anastasia sowohl durch lebendiges Spiel wie auch mit ihrem dramatisch geführten, „runden“ Mezzosopran. Ihre Tochter Salome wird durch Karen Leiber glaubhaft gestaltet. Sie kann das jugendlich Trotzige, Unreife dieser Figur glaubhaft verkörpern und hielt ihre schwierige Partie bis zum Schluß ohne Verschleißerscheinungen durch, auch wenn man ihrem elanvollen, kräftigen Sopran ab und zu noch ein paar Steigerungen gewünscht hätte. Als Jochanaan überzeugte Johan F. Kirsten mit seinem dunklen, tragfähigen Baßbariton, und sein Aussehen und Spiel unterstrich, daß man in ihm nicht nur den gutwilligen Propheten sehen muß, sondern auch einen ideologisch verbiesterten Heilsverkünder. Sonja Koppelhuber gefiel einmal mehr mit ihrem wohlklingenden Mezzosopran als stets besorgte Dienerin. Recht individuell waren die diversen Juden, Nazarener, Soldaten etc. gezeichnet; sie konnten ihre Rollen auch stimmlich ansprechend verkörpern.

Am Schluss gab es langen, begeisterten Jubel; auch einige Buhs für das Regie-Team mischten sich darunter – War es manchen zu modern? Vermissten sie das erotische Prickeln? –, doch die meisten Premierenbesucher verließen das Theater hoch beglückt ob einer musikalisch wie szenisch sehr stimmigen Aufführung. ¶



Sanja Anastasia und Mitglieder des Musiktheaterensembles  
Foto: Falk von Traubenberg



Mit Buch und Heiligenschatten - Projektion auf der Wand des ehemaligen Zollamtes

Würzburg las ein Buch...

••• und wir  
gucken auf die Würzburger, die mitmachten.

Bei über 100 Veranstaltungen zu Leonhard Franks Roman „Die Jünger Jesu“ fehlt uns hier einfach der Platz, um alles gebührend zu würdigen.

Erfreulich erfolgreich war das ambitionierte Projekt, und im Bewußtsein der Würzburger dürfte der Schriftsteller und sein einst kontroverses Buch mittlerweile nachhaltig verankert sein.

Unser Fotograf ist während der Aktionswoche vom 4. bis 13. April durch die Stadt getigert. Leider konnte er nicht überall und zur gleichen Zeit sein. Hier ein kleiner Bilderbogen zu „Würzburg liest ein Buch“.

Unsere Abbildungen zeigen von links nach rechts:

#### oben

Festakt mit lokalpolitischer Prominenz. Miguel Leonardo Frank Fuentes (stehend), der Enkel des Schriftstellers, kam extra angereist aus Luxemburg.

Willi Dürrnagel (3. v. rechts) zeigt im Rahmen einer begleitenden Ausstellung seine Schätze zu Leonhard Frank.

Street-Art Künstler bemalen zwölf Ölfässer auf der Leonhard-Frank-Promenade.

#### Mitte

Zeitzeugengespräch mit Ernst Grube im Buchladen Neuer Weg.

Unterwegs im Schoppen-Literatur-Express lesen Fahrgäste aus dem Buch vor.

Die Lichtprojektionen auf den verschiedenen Fassaden werden zu nächtlichen Hinguckern.

#### unten

Dort, wo es viele Bücher gibt, wird natürlich auch vorgelesen.

Das Bayerische Fernsehen ist dabei. Straßenmaler Marcel verewigt den Schriftsteller in der Fußgängerzone. Zumindest bis zum nächsten Regen.

„Die Jünger Jesu und wir“ mit der Theatergruppe 8. – 10. Klasse der Leopold Sonnemann Realschule, Höchberg.



Fotos: Rainer Blum



Lange Schatten, tiefe Wunden... Lichtblicke? Eine Tanzperformance mit AndraLaDanza im Theater am Neunerplatz.



Die Kaktussen und ihre Gäste improvisieren im Spital zu Franks Buch.

**P.S. Man kann das Buch „Die Jünger Jesu“ durchaus auch nach der Veranstaltungswoche lesen.**

Herzog:  
„Und glaubst du denn, Orlando,  
daß der Knabe Dies alles kann,  
was er versprochen hat?“  
Orlando:  
„Zuweilen glaub ich´s  
und zuweilen nicht.  
So wie, wer fürchtet, hofft,  
und weiß, er fürchtet.“

William Shakespeare  
„Wie es euch (uns) gefällt“  
4. Szene, Neuinszenierung 2014

## Gaaanz großes Theater!

Darsteller:

Herzog (gestreift): Ingo Klünder, Mime, alter und neuer Stadtrat

Orlando (sitzend): Jürgen Weber, Ex- Oberbürgermeister, alter und neuer Stadtrat

Knabe (nicht im Bild): Christian Schuchardt, Ex-Kämmerer, neuer Oberbürgermeister

Ort der Handlung: Großer Ratssaal des Rathauses

Zeit: Ein Montag im März

Anlaß: Proklamation der Räte der Stadt Würzburg durch das Volk

Bühnenbild: Wolfgang Lenz

Lichtbildner und Souffleur: Achim Schollenberger



Filmstill: Strandbeester mit Theo Jansen (Material Veranstalter)

## Kunst in Bewegung

Kunstfilme im Würzburger Spitale

Von Ulrich Karl Pfannschmidt

Die meisten Menschen glauben, die Welt, in der sie arbeiten, handeln und lenken, sei die einzig reale. Sie halten sich deshalb für Realisten. Welch ein Unsinn! Neben dieser Wirklichkeit existieren andere Welten, vielleicht sogar ebenso viele wie es Menschen gibt. Jeder Mensch ist eine Welt für sich. Einige vermögen zwischen den Welten zu bummeln und wenige verstehen es, von ihren Visionen und Erkenntnissen zu berichten. Es sind Erzähler von Märchen und Geschichten, die Sänger und Dichter, die Erfinder und Künstler.

Die seltsamen Realisten schmähen die Bewohner außerhalb ihrer Wirklichkeit als Träumer und Spinner. Und doch sind gerade sie es, die unsere Welt erst wohnlich machen, die den Fort-

schritt fördern und unser Leben lebenswert gestalten.

Der VKU in Zusammenarbeit mit dem Treffpunkt Architektur hat eine Filmreihe ins Werk gesetzt, die den Würzburgern an vier Abenden Blicke in völlig andere Welten eröffnet hat. Es wurden Kunstwerke und Projekte vorgeführt, die mit Zeit und Bewegung operieren. Wie könnte kinetische Kunst schöner gezeigt werden als mit einem kinematographischen Apparat projiziert. Hier fallen Medium und Botschaft zusammen. Der erste Abend begann mit einem Klassiker, der 1987 auf der Documenta 8 in Kassel gezeigt wurde und heute in den bedeutendsten Museen der Welt gehütet wird: „Der Lauf der Dinge“ von Peter Fischli

und David Weiß. Ein Film, der zeigt wie eine logische Kette von Ereignissen in Gang gesetzt und gehalten wird. Den Anfang setzt ein verdrillter Strick, der sich abwickelnd einen an ihm hängender prallen Müllsack in immer tiefere Rotation versetzt bis er endlich einen Stab fort schlägt, der einen Autoreifen bremste, der nun seinerseits weggrollend einen weiteren Autoreifen in Bewegung bringt. Der Impuls setzt sich fort, mal mechanisch, mal chemisch, mal pyrotechnisch. Ein Ereignis zieht das nächste nach. Es fällt, knallt, rollt, plätschert und zischt, von außen wird keine Energie mehr zugeführt. Immer wenn der Impuls schwächer wird, befreit das folgende Ereignis erneut Energie. Der Ablauf beschleunigt sich, mal zögert er. Zuweilen weckt er die Furcht, er könne enden. Das Prinzip „suspense“ von Alfred Hitchcock wird hier meisterlich inszeniert. Der Film endet nicht, er hört einfach auf, der Impuls ist verbraucht. Man sieht, man hört, man ist gespannt bis zum letzten Moment. Man bedauert, nicht auch riechen zu können. Die Firma Honda ist mit einer Nachahmung der Idee gescheitert.

Der Hauptfilm des zweiten Abends war den Strandbeestern – Strandtieren- des Niederländers Theo Jansen gewidmet. Seit 1990 baut er, der zunächst Physik studiert hat, bewegliche Gebilde aus Plastikrohren, Kabelbindern und Nylonfäden, die er als Lebewesen ansieht, nicht als Maschinen. Sie laufen über den Strand von Scheveningen, nur vom Wind angetrieben und von ihm gelenkt. Mal ist der Bewegungsapparat nur einfach, mal vielfach parallel angeordnet, so daß im äußersten Fall eine ganz Horde von „Lebewesen“ über den Sand stürmt. Für windstille Zeiten speichern die Beester Druckluft und bei Sturm ankeren sie selbständig. Sie sind grazil und mächtig zugleich, der Wind verleiht ihnen Dynamik. Ihrer Faszination kann man sich kaum entziehen.

Der Amerikaner Reuben Margolin hat Mathematik studiert. Er baut aus Stäben, Gelenken und Fäden transparente Wolken, die er durch berechnete wellenförmige Bewegungen in Schwingung versetzt. Weil sich die Wellen überlagern, entsteht eine natürlich wabernde Wolke. In großen Hallen von der Decke hängend, verwandeln sich Mathematik und Mechanik in reine Poesie.

Der zweite Amerikaner Joshua Allen Harris nutzt als Energiequelle die Abluft der U-Bahnschächte um schwerelose Häute zu Tier und Mensch aufblasen zu lassen. Mit dem an- und abschwelldenden Luftschwall der Züge wachsen und sinken die Körper wieder zusammen. Dreidimensionale Streetart inmitten der Menschen New Yorks statt Graffiti an den Hauswänden. Kommerzfremd, nicht zu kaufen!

Der dritte Abend war Andy Goldsworthy gewidmet und den Arbeiten, die er unter dem Titel Rivers und Tides (Flüsse und Zeiten) in Kanada und USA realisiert hat. Er arbeitet in der Natur und mit der Natur. In dem er sich ihr nähert, hofft er sie zu verstehen. Ihn leitet nicht Wissenschaft, nicht Mathematik noch Physik, sondern ein mythisch hinterlegtes, romantisches Gefühl, das stark in seiner schottischen Heimat verankert ist. Mit relativ einfachen, kräftigen Formen, dem Ei, der Schlange oder dem Spinnennetz greift er in die Natur ein. Es gelingt ihm dabei, die Zeit sichtbar zu machen. Das Entstehen, das Wachsen, das Vergehen, kurz die Veränderung in der Zeit zu zeigen, ist ihm ein wichtiges Anliegen. Ein zweites Filmchen zeigte Franz Pröbster Kunzel aus der Oberpfalz, der vor einigen Jahren eine umfassende Ausstellung in der Schweinfurter Kunsthalle hatte.

Der letzte und vierte Abend zeigte verschiedene Kurzfilme zu aktuellen Lichtspektakeln, angefangen mit einer großen Beleuchtung des Weinbergs am Stein in Würzburg zum hundertjährigen Jubiläum des Verbandes der Prädikatsweingüter. Projektionen auf die Kunsthalle in Hamburg und auf die Fassaden am Hauptplatz von Lyon folgten. Sie überzeugten dann am meisten, wenn sie aus der Beliebigkeit herausfanden und die Hauswände nicht nur als Projektionsfläche verstanden, sondern mit ihren Elementen spielten. Mit einer gewaltigen akustischen Dröhnung und einer aggressiven Optik zeigten sie sich den Sehgewohnheiten der heutigen Jugend ganz und gar gewachsen. Den Schluß bildete ein ruhiger Spaziergang durch das nächtlich beleuchtete Eindhoven. Das Publikum im gut gefüllten Spitale genoß die Filme sichtlich. Die Macher versprachen eine Fortsetzung im nächsten Jahr. Eine neue Chance für alle, die es diesmal verpaßt haben. ¶



Filmstill: Goldsworthy Birmest (Material Veranstalter)

## Short Cuts & Kulturnotizen

Das **Jugendzentrum Bechtolsheimer Hof**, kurz B-Hof, in der Hofstr. 16 ist eine Einrichtung der Stadt Würzburg und wird von einem Förderverein unterstützt. Im Mai sind wieder besonders angesagte Veranstaltungen vorgesehen: Am Freitag, 2.5., und Samstag, 3.5., „School of Rock“, am Freitag, 2.5. (Rockabend), am Samstag, 3.5. (Jazzabend). Die Sing- und Musikschule Würzburg bittet zum Tanz! Zahlreiche Bands aller Stilistiken, von Akustik Pop, über Jazz bis Metal zeigen, was sie drauf haben! Einlaß: 19:30 Uhr, Beginn: 20:00 Uhr, Eintritt: frei.

Am Freitag, 23.5., veranstaltet die Deutsch-Iberische Gesellschaft e. V. und der spanisch sprechende Verein „Despertar“ den Szenischen Dialog „Der Tod und das Mädchen“ Im Anschluß daran, um 21 Uhr, (Beginn: 21.30 Uhr, Eintritt 5,- €) veranstaltet der b-hof den Tanzabend mit der Band „Mi Salsa“. „La muerte y la doncella“, (Der Tod und das Mädchen) ist ein Theaterstück in spanischer Sprache, frei nach Ariel Dorfman, einem Chilenen, der in die USA emigriert. Der Titel seines Werkes nimmt Bezug auf ein Lied von Franz Schubert. Dem Autor gelingt es, eindrucksvoll die möglichen Folgen der chilenischen Diktatur wirklichkeitsnah darzustellen. Die spannungsreiche Charakterstudie wird von dem Bühnenerfahrenen Sprachpädagogen Jürgen Will und seiner Kollegin Elsa Schellhorn de Sá aus Venezuela, die ebenfalls eine passionierte Darstellerin ist, in Form eines Dialogs in spanischer Sprache in Szene gesetzt.

Jürgen Will und Elsa Schellhorn de Sá arbeiten auf der Bühne seit 2009 zusammen und pflegen verschiedene Varianten der szenischen Kunst. Ihre Idee ist es, aktuelle und trotzdem zeitlose Themen in fremden Sprachen aufzuführen, die für das Erlernen einer Fremdsprache einen pädagogischen und didaktischen Wert aufweisen. So haben sie auch dieses Stück in verschiedenen Kultur- und Bildungseinrichtungen erfolgreich aufgeführt, und es wird sicher für alle Lernenden der spanischen Sprache interessant sein.

Infos: Deutsch-Iberische Gesellschaft e. V Würzburg ([www.dt-ib.de](http://www.dt-ib.de)), Despertar spanisch sprechende Gesellschaft ([www.despertar.de](http://www.despertar.de)) Einlaß: 18:45 Uhr, Beginn: 19:00 Uhr, Eintritt: AK 5 €.

Im Anschluß daran, um 21 Uhr, (Beginn: 21.30 Uhr, Eintritt 5,- €) bittet der b-hof zu einem Tanzabend lateinamerikanischen Tänzen und mit Livemusik der Band „Mi Salsa“.

Mi Salsa steht für eine großartige Band, die ihre

Wurzeln in Lateinamerika hat und die dort vorherrschende Lebensfreude in die Welt trägt, für einen Abend, an dem kein Bein ruhig bleibt und eine Party, die als Pflichtveranstaltung gilt: für alle Freunde der Kubanischen Musik und die, die es noch werden! Wer noch einen Crashkurs für Salsa und mehr braucht, der kommt am besten mittwochs und donnerstags in den B-Hof, zum kostenlosen Jugend-Tanzkurs mit Pablo aus Kuba. [www.bechtolsheimerhof.de](http://www.bechtolsheimerhof.de)

Zur Feier des 450. William Shakespeare-Jubiläums bringt die **Londoner Butterfly Theatre Company** Shakespeares „Macbeth“, sein Werk über Intrigen, Korruption und tödliche Machtgier in das Zentrum der Macht: das Würzburger Rathaus. Folgen Sie dem skrupellosen Emporkömmling Macbeth auf seinem blutgesäumten Weg durch die Korridore der Macht! Erleben Sie mit, wie das Standort moderner Stadtpolitik eine Stunde lang zum Tatort der dunkelsten Machenschaften der Weltliteratur wird!

Aufführungen: Freitag, 2. Mai bis Sonntag, 4. Mai, jeweils 17.30 Uhr, 19.00 Uhr und 20.30 Uhr. Eintritt 10 €, ermäßigt 8 €. Weitere Informationen: [www.wearebutterfly.com](http://www.wearebutterfly.com)

Kartenreservierung unter 0931-707917. Beginn jeweils am Eingang Grafeneckart. Die Zuschauerzahl ist auf 40 Personen pro Aufführung beschränkt.

„2-dimensional“ heißt die gemeinsame Ausstellung von **Barbara Schaper-Oeser** und **Gabi Weinkauff** im Schloß Oberschwappach vom 1. Juni bis 31. August 2014. Die beiden Würzburger Künstlerinnen meinen mit zweidimensional eher die Zweierheit, auch Gegensätzlichkeit ihrer Präsentation, als das Maßsystem in der Ebene, denn sie stellen von vornherein klar, daß auch Dreidimensionales zu sehen sein wird. Bei Schaper-Oeser ist das die Kombination Malerei + Objekt, bei Weinkauff Zeichnung + Installation. Arbeitsschwerpunkt der einen, Schaper-Oeser, sind Kontraste in Form, Farbe und Aussage, in ihrer Malerei nach eigener Aussage basierend auf den Grundformen Kreis und Quadrat. Ihre Themen sind Zeit, Befindlichkeiten, Lebenseindrücke und -erinnerungen. Im Inhaltlichen trifft sie sich mit ihrer Kollegin Weinkauff, die soziale und sinnliche Erfahrungen aufspürt. Ihr Material ist insbesondere das weiße Kleidungsstück wie Kinderhemdchen, Taufkleid, Spitzenrock und Totenhemd, welche per se persönliche Erinnerungen an Kindheit, Unschuld persönlich gelebtes Leben und kulturelle Rituale speichern. [sum]

Wann ist ein Geldinstitut gut für Mainfranken?

Wenn sein Engagement für die Kultur so vielfältig ist, wie die Region selbst.



Die Sparkasse Mainfranken Würzburg fördert Kunst und Kultur in unserer Region – und macht sie für viele Menschen zugänglich. Kunst und Kultur setzen schöpferische Kräfte frei, öffnen Geist und Sinne für Überliefertes und Ungewöhnliches. Das ist gut für den Einzelnen und gut für die Gesellschaft. [www.gut-fuer-mainfranken.de](http://www.gut-fuer-mainfranken.de)

Gut für Mainfranken

 Sparkasse  
Mainfranken Würzburg



**DISTELHÄUSER**

*Bräuhauswerk seit 1811*

*Immer eine frische Idee!*

Anzeige

# Natürlich erfrischt am besten!

**Neu: Unser  
Natur Radler**

Unsere frischeste Idee: Die perfekte Kombination aus süffigem Distelhäuser Bier und herrlich erfrischendem, naturtrübem Zitronensaft – nur mit natürlichen Aromen und ohne künstliche Süßstoffe.



[www.distelhaeuser.de](http://www.distelhaeuser.de)

**MARIE JO**  
—HALBE LINIEN—



*Ich fühl' mich wohl.*



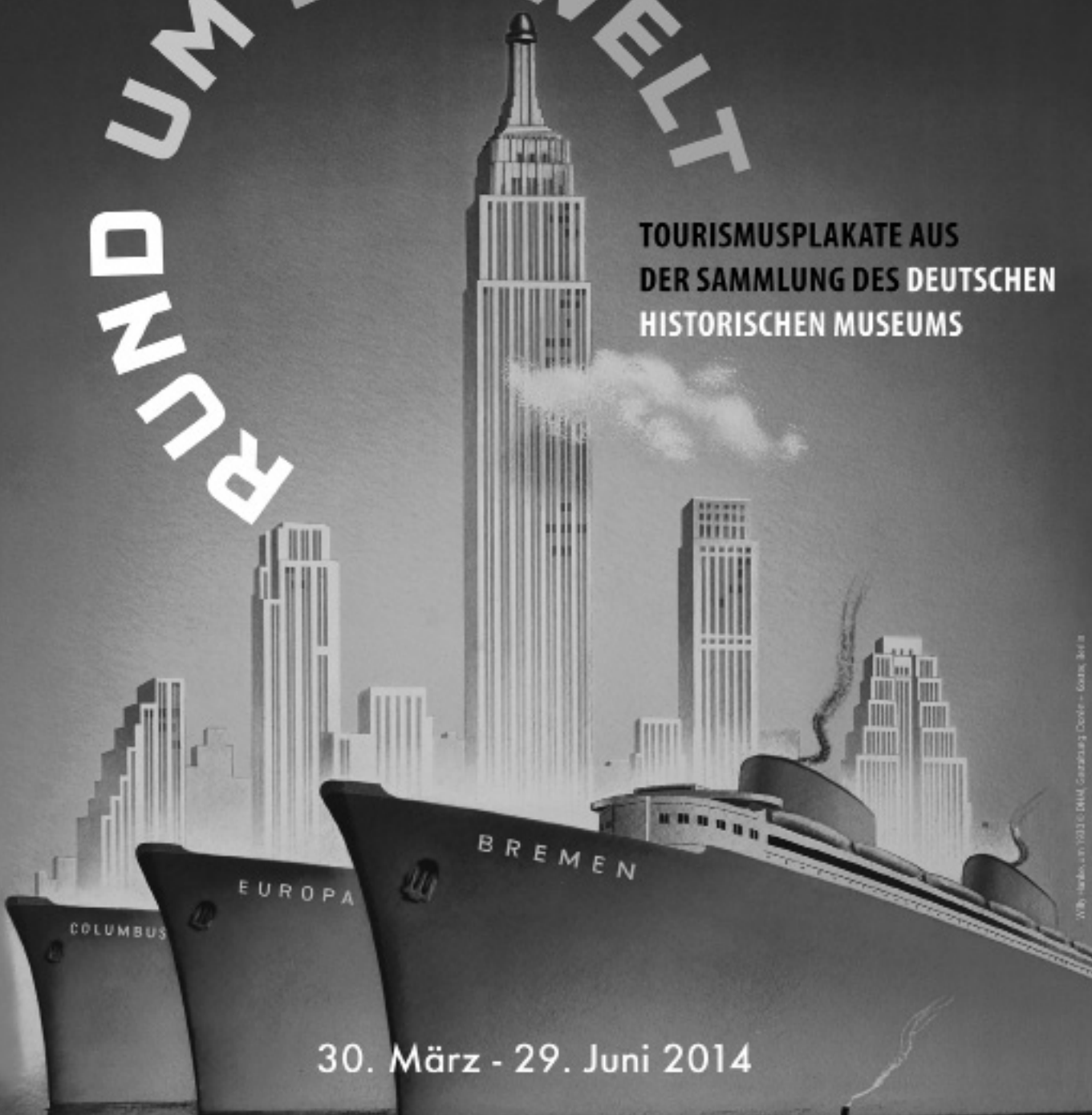
Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg  
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen  
65 - 110, Cup A - I

UM DIE WELT  
RUND

TOURISMUSPLAKATE AUS  
DER SAMMLUNG DES DEUTSCHEN  
HISTORISCHEN MUSEUMS



30. März - 29. Juni 2014

**Knauf-Museum Iphofen**

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr

Tel. 09323/31 528 oder Tel. 09323/31-0, Fax 09323/5022

[www.knauf-museum.de](http://www.knauf-museum.de)



DEUTSCHES  
HISTORISCHES  
MUSEUM

WILLY  
HASE